

Habichtswalde

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

18. 4. 1925
6. Jahrg.

April 1925

Heft 1



U. W. G.

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.25 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Scharnacherstraße Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrylus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

4661

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten —

John & Rosenberg, Buchhandlung

(Inhaber Friedrich Händler)

Zeughaus-Passage, Danzig, Kohlenmarkt

Das gute Buch / Bibliophilie / Kunst / Wissenschaft

470]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

April 1925

Nr. 1



Der deutsche Norden

Eine Betrachtung von Otto Weber (Jürgen Uhde)

Von irgendwoher stammt das altkluge Wort: ein jegliches Land sei das folgerichtige Produkt seiner Geschichte. In Deutschland ist aber seit der Zeit, in der König Mittnacht (Gustav Adolf) die Augen schloß, eine Geschichte getrieben, die aus der naturbedingten Folge entgleiste. Zwar hat der vormalige Junker von Schönhausen, Anlehnung an Russland erheischend, für wenige Jahrzehnte der Ostsee ihr Recht wieder reichlich gegeben, aber seit mehr denn einem Drittel Jahrhundert tastet das deutsche, fast hätte ich gesagt: „alldeutsche“ Gefühl wieder in weite Gegenden hinein, in denen es aber erst dann sein Wirken beginnen sollte, wenn es bei sich „zu Hause“ alle Gegensätze ausgeglichen sieht.

Die westliche Ostsee war einmal das Kulturzentrum, gleichzeitig aber auch der geographische Mittelpunkt der Germanen. Viel Schwungkraft ging von diesem Kraftfeld aus, bis sie durch andauernde, immer dreister werdende Vorstöße in den Süden erlahmte. Damals gab es Nord- und Südgermanen, beide geeint durch die Bindeguppe der Friesen, der Angeln, der Sachsen. Sie alle standen als Westgermanen den Ostgermanen gegenüber. Aber beide Rassenkomplexe zeigten in Recht und Sprache ihre Verwandtschaft. So stark ist dieses Gemeingut, daß man — am Ende mit Recht — in den Ostgermanen eine südwärts gewanderte Gruppe der Nordgermanen zu erkennen glaubt. Für diese Ansicht spricht die Tatsache, daß der norddeutsche Küstenbewohner skandinavisch aussieht, skandinavisch siedelt, arbeitet und denkt. Anders gesagt: der Skandinavier lebt germanisch, niedergermanisch, nicht lediglich norddeutsch.

Nichts ist lebendiger, wenn es gilt, Geschichte zu enträtseln, als die Sprache. Die deutsche Sprache ist die Geschichte ihrer Mundarten, umgebogen und zerknittert in hürfürstlichen Kanzleien. Allein das Plattdeutsche hat sich der Sprachzentralisation Martin Luthers

zu entziehen vermocht, dafür ist es in Mundarten gespalten, die längs der Ostseeküste bis zur Entfärbung gegenseitigen Verständnisses voneinander verschieden werden. Hier hat die deutsche Umgangssprache dem Begriff des Niedergermanischen entgegengewirkt.

Wenn zwei Völker einander gerne haben, wenn sie sich gegenseitig gut verstehen, dann haben sie meist ein gemeinsames Recht. Und gerade darin zeigt sich ein neuer wesensverwandter Zug der Nord- und Südgermanen. Noch heute gibt es einen nordgermanischen Rechtsbegriff, der das altgermanische Rechtsempfinden sehr viel besser, ausgebreiteter wiedergibt, als beispielsweise der Sachenspiegel des 13. Jahrhunderts, der an langer mündlicher Überlieferung leidet. Wie aber sollte wohl dieser nordische Vorsprung der indogermanischen Rasse ein anderes sein, als wieder ein Kreis unter sich, wenn man die gleichmäßig gebenden Kräfte der Ostsee bedenkt, die, unveränderlich seit jüngsten Zeiten, zum Mittelpunkt dieser Völkerversammlung erwählt worden ist?

So zeigen sich also rings um dies Meer große, gerecht ineinander gefügte Verwandtschaftstrieben, entstanden aus nordischer Formung germanischen Blutes. Und so ist es also doch weder ein Übergriff ins Laienhafte, noch eine Utopie, wenn da von einem niedergermanischen Kreis gesprochen wird, der von den Fuhren der Hannoverhaide zu den hohen Schären reicht.

*

Der nordische Mensch und das Meer haben immer gestritten, ohne das Meer sind die nordischen Menschen nicht denkbar, wie sie des Streites zum Dasein bedürfen.

Anfangs war alles verödet und leer. Das Meer durfte herrschen und es herrschte nach Lust. Es warf seine Gischt über endlose Weiten, es spülte die Heide, den Wald und das Bruch in sich ein, vom Norden gesandt, Norddeutschland zu zwingen. Da, wo der Brocken von uralten Siegen verkündet, wurde dem Nordmeer der Einhalt geboten. Und trozig vereiste es seine Gebiete.

Jahrhunderte lang hat das Nordmeer geherrscht. Hoch von den Felsen der arktischen Berge ging seine Herrschaft über die endlosen Flächen Norddeutschlands, bis an der harten Bastei der süddeutschen Berge sein Wille zerbrach.

Das Meer war von Norden gekommen. Der Mensch kam von Süden. Das Meer ging zurück und nackte Menschen folgten nach. Es war wie ein Ausfall aus mächtiger Festung und Norddeutschland wurde zum Festungsglacis. Und die Menschheit drang vor, der Norden wurde vom Osten erobert, während das zweite Gemisch mit den Menschen aus Süden zur See gefahren kam auf hölzernen Booten mit steinernen Waffen.

Zwei Seelen wuchsen in der Brust des nordischen Deutschen, den jetzt die Sprache als „Norddeutsch“ bezeichnet. Weich und bittend ist die eine, hart und herrisch ist die andere. Marschmusik und Volkslied klingen gleichermaßen in den Sang des Menschen ein.

Zwei Seelen zog auch der Nordländer auf, eine verschlossene Bergkämpferseele und eine frohe, beschaulich geformte. Im Anfang hatten die Seelen der nordischen Menschen sich alle geglichen. Jetzt aber sind diese Menschen in Völker gespalten, mit einer gemeinsamen und einer anderen eigenen Seele.

Das Meer hat Menschen und Länder getrennt. Es hat in Flachland und Bergland gespalten. Und die Geschichte der vonein-



Die Lübecker Salzspeicher

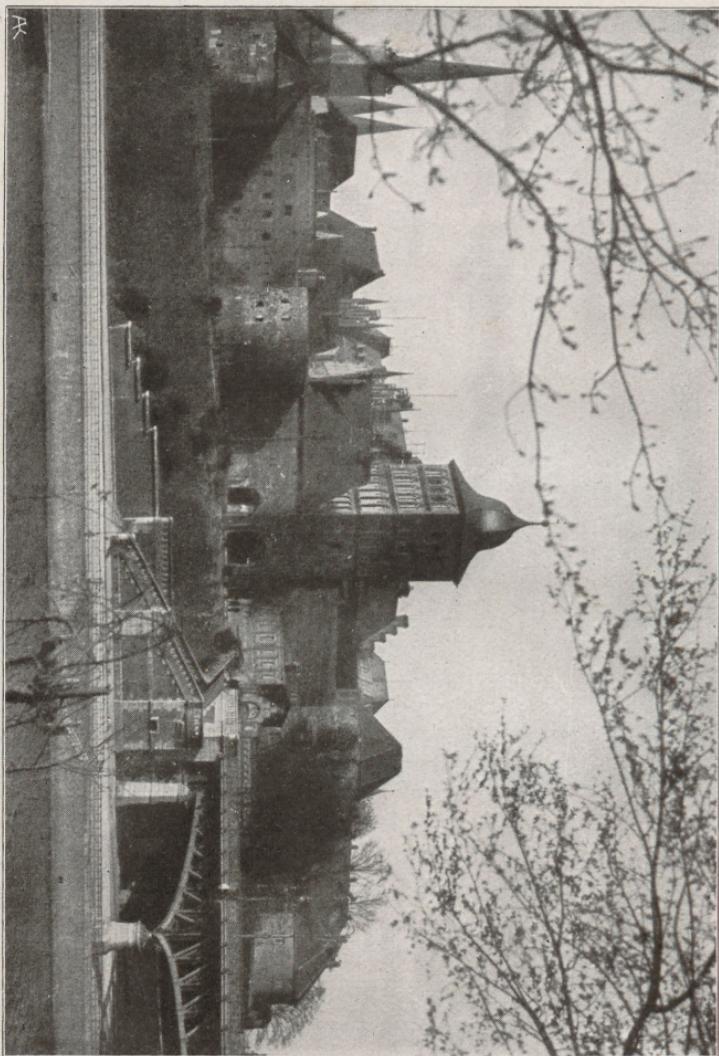
ander geschiedenen Schollen ist ihre eigenen Wege gegangen, oft abwärts vom Meere.

*

Die Geschichte hat wahrhaftig spaltend gewirkt. Die Ostsee, besiegt, wie sie war, wurde mißachtet. Als trennende Linie genügte sie nicht. Die Fürsten gründeten Länder, die nicht nur natürlich abgegrenzt waren. Und eine Zeitlang herrschte die Willkür. Die Völker wandten sich gegeneinander, um gleich darauf treulich vereint, sich gemeinsam zu helfen. Hin und wieder aber berief sich das Meer auf sein Recht. Und so wurde daraus ein Abwägen in der Geschichte der nordischen Deutschen und der an der Gegenküste erwachsenden skandinavischen Völker. Das Eingreifen Schwedens in das Kopftüber deutschen Glaubenswirrwarrs, sein Vorstürmen

über das nordische Deutschland hinaus war die letzte Phase nordischen Uebergewichts in niedergermanischer Politik. Gustav Adolf stürmt vor, steigt mit den Fahnen seines Landes über den Festungswall deutscher Gebirge, reitet siegend in den oberdeutschen Burghof ein, ein wenig erstaunt, heimlich gelangweilt, ob des Gebotenen. Zuletzt sieht er

Das Lübecker Burgtor (Außenseite)



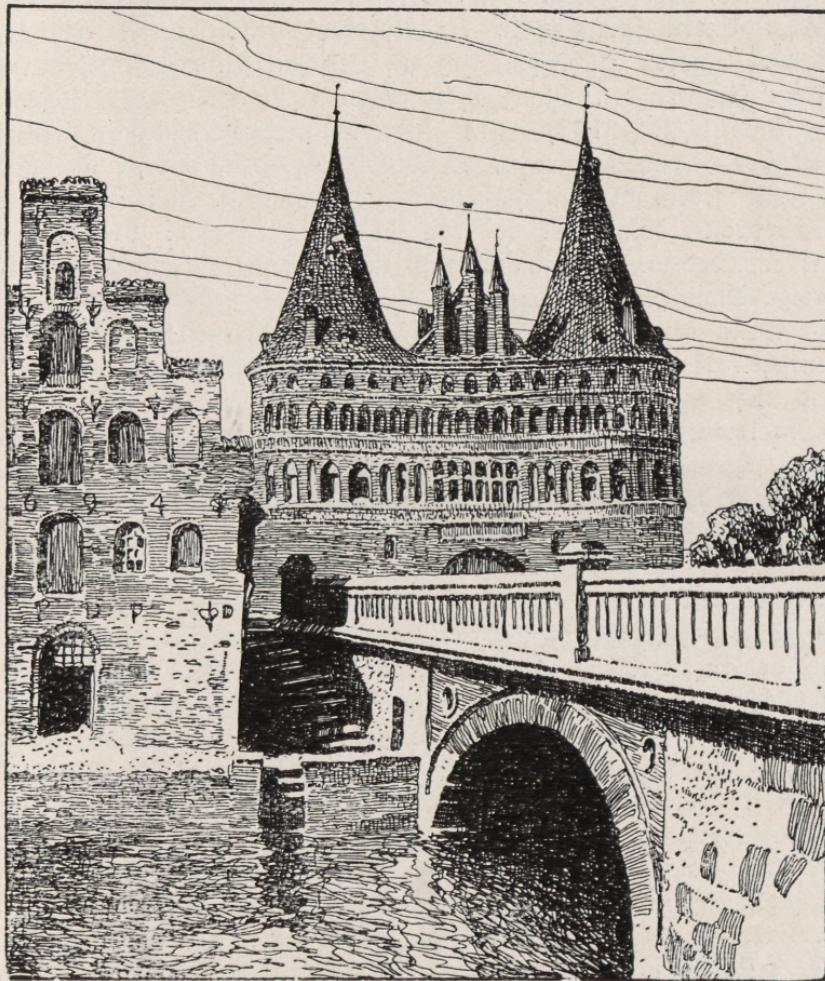
München, jenen „goldenen Sattel auf magerer Mähre“, wendet sich langsam, sehnsüchtig, wieder zum schöneren Norden zu kommen und stirbt auf der Walstatt, ehe die Sehnsucht erfüllt werden konnte.

Glänzend stirbt er, aber die Hufe der Reiter von Lüben zerstampfen zugleich den nordischen Einfluß in deutscher Geschichte. Der Norden sammelt sich friedfertig in sich gekehrt, er beschließt seinen Weltruhm, läßt ihn in herrlich abgelagerter Kultur erneut erstehen

und wächst in Menschlichkeiten hoch hinaus — seine Waffen aber schweigen.

*

Ungleicher Maß hat gewaltet, als die Ostsee den niedergermanischen Weltteil zerschnitt. Geruhige Beschaulichkeit ward das Los



Das Lübecker Holstentor (Stadtseite)

der Geschlechter, die nordwärts in nordischem Wetter erwachsen. Und ewiger Krieg wurde Schicksal der Menschen, die südwärts in immerhin milderer Sonne erwachten.

Der Norden liegt heute für sich. Und Deutschland, das immer und immer erneut den Wechsel zwischen gebietender Höhe und ärmlicher Tiefe erlebte, muß eingeengt von einem Dutzend fremder Völker seinen Atem suchen. Das gilt nicht nur für seine Nieder-

germanen. Das gilt in nicht weniger zwingender Form auch für die Stämme im oberdeutschen Festungsgelände.

Zweitausend Jahre deutscher Geschichte haben die Deutschen so sehr aneinander gebunden, daß sie sich nicht mehr im Stich lassen können. Das sehen wir heute an Elsaß Lothringen, Danzig, Schlesien und Polen. Aber zweitausend Jahre skandinavischer Entwicklung haben die Nordländer ihrerseits so sehr zu eigenen Staaten geschliffen, daß ein Verschmelzen mit fremden Gebilden sie um den Glanz ihres edlen Kristalles bringen würde.

Staatlich läßt sich heute nirgends eine niedergermanische Bildung erdenken. Dennoch wird dieses Wort uns — fast möchte ich sagen — mit jedem Wellenschlag, der zwischen Ostseeküsten auf und nieder rollt, dringlicher vor den Gemütern erstehen. Vielleicht ist das eine der wenigen günstigen Wirkungen, für die wir dem Weltkriege Dank sagen sollen.

Wenn man von Niedersachsen, wenn man, weiter gefaßt, vom deutschen Norden spricht, dann denkt man zunächst an das Land und nicht an die Städte. Und das mit Recht, denn im Norden, vor allem im deutschen Norden, zu dem das Baltikum aber nicht zählt, beherrscht auch heute noch das sogenannte plattdeutsche Land den Charakter des Ganzen.

Zwei große Städte kennt der deutsche Norden: Hamburg und Berlin. Bis zur Gründerzeit, bis zu den „Wochen“ des journalistischen Zeitalters, des fin de siècle wahrten beide Städte den Charakter ihrer Landschaft, das Besonnene ihres Bürgertums. Der Märker fühlte sich wohl, wenn er einmal nach Berlin kam, und der Marschbauer, der Vierländer, vielleicht sogar der Haidjer fühlten sich auf den Hamburger Märkten zuhause. Stadt und Land haben vielfach die gleichen Interessen. Es war ein ganz Teil Einigkeit in dieser verlachten, „Guten, alten Zeit“, die gleichermaßen ganz Niedergermanien durchzog.

Die große Volte bismarckischer Politik, das jähre Wenden vom Behaglichen ins Rastlose hat viele dieser Bindeglieder roh zerrissen, in Karriere flog der große Mann dem großen Ziel entgegen, mit sich reißend, was das Zeug zum Vorwärtsstürmen hatte, liegen lassend, was ihn nicht erkannte.

Es ist eins der tragischen Symptome bismarckischer Schöpfung, daß er selbst nicht wußte, wieviel Trennendes sein Einheitswerk hervorrief und daß er, betroffen durch die spät gekommene Erkenntnis, sich entlastend sagen durfte, es sei seine Pflicht gewesen, so eilend zu handeln.

Der alte Fürst, der, angesichts des Hamburger Hafens, die betroffenen Worte spricht „Aber das ist ja eine andere, ganz andere Welt“, ist bezeichnend für seine eigene Geschichte.

Norddeutschlands niedergermanischer Teil lebt nicht in den Hammerschlägen und Automobilreifen seiner beiden Großstädte, er lebt in seinem weiten, platten Land.

So sehr lebt er darin, daß alle seine anderen Städte — und das sind nicht eben viele, scheinbar gänzlich im Heimatlichen aufgegangen sind, ja: daß sie gleichsam einen Bund gegen das Großstädtische geschlossen zu haben scheinen. Zwar kennen Bremen, Hannover, Lübeck, Kiel, Rostock, Stettin und Danzig den sogenannten großstädtischen Betrieb mehr oder minder genau, zwar haben diese Städte so und so viel ganz große Kaufleute in ihren Mauern, aber im Grunde genommen sind sie dennoch, jede für sich, eher eine große Kleinstadt geblieben, als eine kleine Großstadt geworden.

*

Schwerblütig ist der Niedersachse. Ewiges Einerlei in seiner Arbeit hat seinen Gesichtskreis geengt. Irgendwelche erhärtenden Lehren aus seiner Geschichte haben ihn stumm gemacht. Sein Haus, sein Acker, seine Geräte sind vielfach dieselben. Und nur ganz selten geht einmal eine wirkliche Bewegung durch die verschiedenen Schichten des Volkes. Und wenn das geschieht, so nimmt es sich meistens auch nur in der höchsten und tiefsten Schicht des Volkes aus.

Der Bauernstand, angelehnt an die Handwerkerzünfte, gibt dem Ganzen das Gepräge. Niemand achtet so sehr auf Form, auf gute Sitte, wie der Bauer. Keiner ist so streng, wie er. Keiner ist so sehr, wie er, zum Herrn geboren, denn keiner ist so rein in seinem Blut erhalten, wie er. Es ist einerlei, in welcher Gegend Niedersachsens man den Bauern aussucht: er ist sich immer gleich. Sein Wissen ist gering. Seine Philosophie ist mit „Himmel“ und „Schorle“ erschöpft. Schwerblütig adelt er seine Bildung, um dann das Genommene nimmer zu lassen. Jahrhunderte mag es dauern, bis einst von oben und von unten her die starren Gegensätze alter Klassenunterschiede einander angepaßt werden können. Bis es gelingt, wird Norddeutschland impotent sein, wenn es gilt, sich im Wirrwarr europäischer Welt erneut in das Licht zu stellen, hingewandt zu seinesgleichen, angelehnt an den natürlichen Nachbarn.

Wenn der nordische Deutsche noch immer verkannt wird, so liegt es wohl daran, daß die verfehlte Erziehung seiner Herrenschicht wie seines breiten Unterbaues ihm einstweilen noch die Fähigkeit lähmte, mit nordischem Freimut vor seinesgleichen zu treten. Anders kann ich es mir nicht erklären.

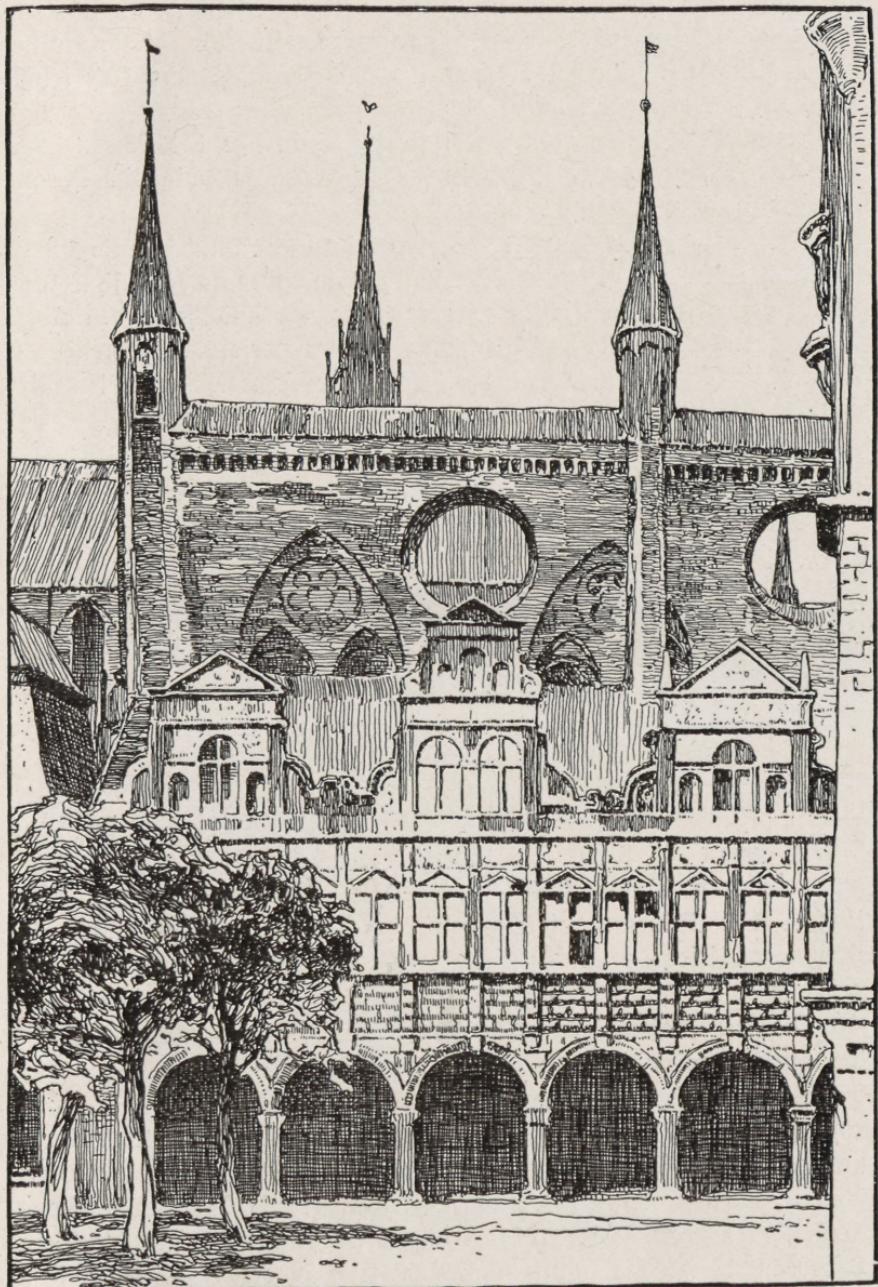
Die hansische Erbin und der eroberte Osten

Von Otto Weber (Jürgen Uhde)

Selten findet sich ein Land, dem die Geschichte so sehr eindringlich ihren Stempel — und wie oft war es nicht ein Brandmal? — eingedrückt hat, wie Deutschland. Ich vermeide dabei den Ausdruck „Deutsches Reich“, denn das hat es eigentlich nur zweimal gegeben, und beide Male nur auf kurze Zeit: einmal von 962 bis 1190, oder allenfalls 1250 und dann von 1871 bis 1918. Heute, wo der Handel, und insbesondere der nordische Handel, an Versailler Ketten rüttelt, wo Ostpreußen aus dem Reich herausgerissen ist, wo Lothringen und Nordschleswig von Paris aus regiert werden, wo Danzig nicht mehr deutsche Reichsstadt, sondern englische Kolonie genannt wird, wo der Osten polnisch ist — heute redet man zwar von bodenständiger Liebe von Deutschland, aber nicht mehr voller Stolz und Selbsterkennnis vom „Deutschen Reich“. —

Gleichviel — Lübeck ist nicht das Reich und das Reich war selten hinter Lübeck, wenn schon das eine ohne das andere oftmals schlecht beraten war, wenn die beiden auch sich lieben und zu Zeiten stolz sind aufeinander. Lübeck ist ein Eigenleben, es lebt historisch auf einer anderen Wellenlänge wie das Reich; und das sagt alles. Zwei Epochen deutscher Geschichte, große Thesen über menschlichen Machtgedankens, die Salier- und die Stauferzeit hatten sich innerlich schon überlebt, als der deutsche Norden aus sich selbst heraus die Antithese schuf. Der deutsche Dualismus flammte wieder einmal auf: „wieder“, denn er war damals auch schon alt; mindestens tausend Jahre waren verrauscht, seit Marbod und Hermann ihn zuerst verkörpert hatten. — Der deutsche Dualismus: Möge keiner sinnlos auf ihn schelten, denn auch aus seinem Gegensatz wuchs Großes auf. Wer hätte Lübeck so gegründet, wie es in der Tat geschah, wenn dieser Zwiespalt in der deutschen Seele nicht gewesen wäre? —

Die Wellenlängen deutscher Geschichte sind nichts, als die Phasen des Dualismus. Anfangs war es ein Zwistreit unter Stämmen, und die Scheidelinie lag am Rhein. Dann war es der Gegensatz zwischen Reichsgedanken und fürstlicher „Bodenständigkeit“, und während die Scheidegrenzen wechselten, wurde ein Dualismus zwischen Religionen daraus. Später ist es der Widerstreit zwischen Preußen und den oberdeutschen Dynastien und das Scheidewasser fließt im Main. Und heute ist wieder eine Gegensätzlichkeit da: zwischen Arbeiterschaft und Kapital, Katholizismus und norddeutscher Heimatbewegung, also ein doppelter Dualismus!



Das Lübecker Rathaus
(vom Marktplatz gesehen)

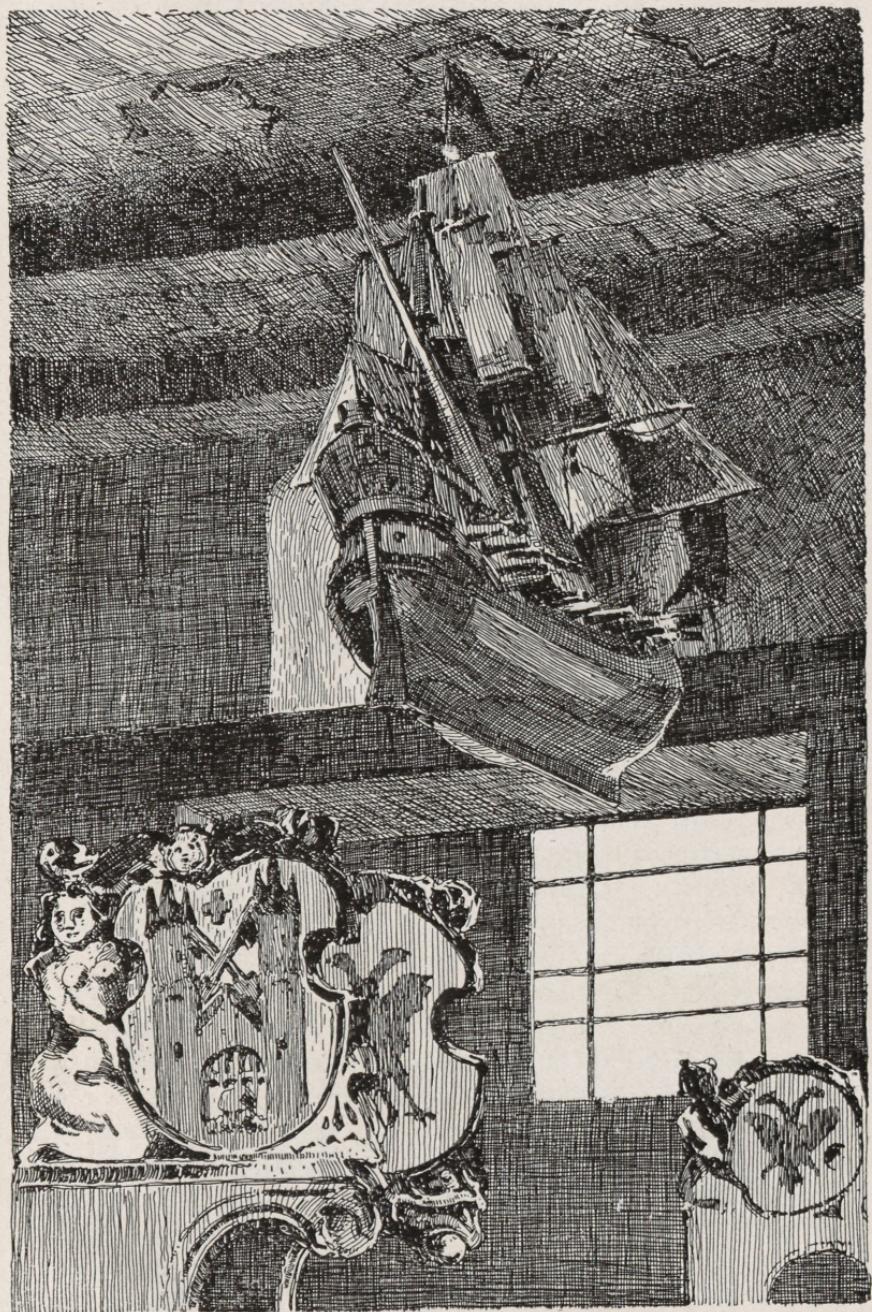
Das alles gehört zum Verständnis der lübschen Bedeutung, ihrer Geschichte und ihrer Zukunft. Die beiden ersten Wellenlängen deutscher Vergangenheit waren vorübergewallt, die dritte rollte heran, und zwischen beide schob sich Lübeck, nicht aus sich selbst heraus, sondern gleichsam eine drohend vorgereckte Faust des Größeren, des „neuen“ Mannes, Herzog Heinrichs des Löwen, vor dem der Schaumburger Graf einhergeritten kam, wie ein Herold vor des Kaisers Majestät.

Bisher war der deutsche Blick aus religiöser und ebenso wirtschaftlicher Erkenntnis zum Süden geglichen, aber es war ihm zum Schaden gewesen, weitsichtig war er geworden und hatte den Sinn für das Nahe und Nächste, für seine Heimat verloren. Heinrich der Löwe, die Gotik seiner Zeit, wie auch ihr Handel, ihr Krieg, ihr Glaube, waren eine ungeheure Antithese gegen die Staufer, die zur gleichen Stunde noch auf ihren stolzen aber unterhöhlten Thronen saßen. Eine ganze Weltauffassung drehte sich um 90 Grad, ein Strom von Kultur floß in den Rahmen des erschaffenen Obotritenreiches ein: die erste niederdeutsche Richtung wies gen Osten.

Genau wie wir die Obotriten, ihr Starigrad, den Billunger, Heinrich den Löwen, den Schaumburger, Albrecht den Bären, als die Schöpfer jener ersten Ostkultur erkennen, so erkennen wir auch Lübeck, eine keineswegs scheue Erscheinung unter so vorschwellen rauhen Gesellen.

Die Tendenz in den Osten ist etwas selbstverständliches für die folgenden siebeneinhalb Jahrhunderte lübscher Geschichte — ein Kind vergibt die erste Schule nicht. — Es ist also kein Zufall, wenn die Stadt über dem Norden nimmer den Osten vergibt, sondern etwas höchst natürliches. Städtegründungen, wie Rostock und Wismar zeigten hanesisches Gesicht. Lübeck führte in Pommern Krieg, zu einer Zeit, in welcher Kaiser Sigismund sich um den Osten nicht besorgte.

Die Deutschritter haben die Ostpolitik — und es war vielleicht die einzige wirklich weitgedachte Politik jener Zeit — vor sich hergetragen, über Königsberg hinaus, bis Reval hin. Die Lübecker aber fuhren mit ihren Koggen über die Ostsee nach Riga und Reval und gaben den Ritterlanden das was sie brauchten: lebendige Wirtschaft. Es ist bekannt, wie stark das Interesse der Hansa, jenes großen Notwendigkeitsbundes, diese Verbindung aufrechterhielt. Lübeck hat — das kann ihm keiner vorwerfen — über dem Norden niemals den Osten vergessen, und seine Schuld ist es nicht, wenn die Baltenlande innerlich fremde Gebiete für Deutschland blieben, fremde Gebiete mit deutschen Städten, weil man im Siedeln nicht an die Bauern und Handwerker dachte, eine böse Unge schicklichkeit,



Ecknische der Schiffsgesellschaft

die sich nach sechshundert Jahren unerbittlich rächen sollte. Im Gegenteil: wenn wenigstens die Städte noch zum Teil aus deutschem Geist atmen, so ist das nicht zuletzt ein hanseatisches Verdienst.

Ob und inwieweit die lübsche Politik sich neu einstellen wird und kann, wer will es wissen? Die drei Jahrhunderte des religiösen Dualismus hat die Stadt im großen ganzen leidlich überstanden; unter dem Dualismus, der um die Mainlinie stritt, hat sie weniger gelitten, als die meisten anderen Städte. Dafür trifft der eine von den beiden heutigen Dualismen, ich meine den wirtschaftlichen, sie auch hart und um so härter. Es kommt hinzu, daß der Osten politisch sowohl wie kulturell in den letzten drei Jahrzehnten zwei kurze aufeinanderfolgende Einschaltungen neuer Geschichtswellen durchmachen mußte: ich erinnere an die Ostmarkenpolitik von Caprivi bis Bülow und an die Zerschneidung des Ostens im Versailler Frieden.

Unter den Schnitten, die Ostpreußen, Deutschlands östwärts geballte Faust, von den pommerschen Gelenken schnitten, hat das ganze deutsche Volk gelitten, aber Lübeck litt besonders schwer, nicht nur, weil ihm mit fremdem Schwert in das Netz seiner Wirtschaftsbeziehungen geschlagen wurde, sondern weil sich der Osten als solcher gegen Lübeck verschob, weil die beiden, die solange auf der gleichen Welle geschwungen hatten, nunmehr auf verschiedene Wellenlängen kamen, durch ein Hoch und durch ein Tief getrennt.

Gerade jetzt, wo Lübeck beginnt, wieder, wie vordem, mit fehnigem Griff reiche Schätze aus den dunklen Tiefen seines Könnens auszuheben, jetzt, wo man in Lübeck beginnt, nicht nur deutsch, und nur nordisch, sondern auch noch niederdeutsch zu fühlen, eben jetzt wacht das Bedürfnis auf, mit dem Osten wieder in einigem Rhythmus zu schwingen.

Lübeck kann nur tun, was in seinen Kräften steht: immer und immer erneut den deutschen Osten seinen Bürgern in Erinnerung bringen, seine Kultur in den Osten entsenden und seinen Handel wieder auf den alten Verbindungen gründen, ihn erweitern oder ihn — mobil machen. Das übrige liegt, wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet, bei anderen Mächten. Es hat wenig Zweck, kulturell oder wirtschaftlich „gen Österland tau ride“¹, solange hinter Österland nicht Russland liegt. Erst, wenn der Umschlagshafen Lübeck vom russischen Markt oder von seinen baltischen Durchgangsstationen Rückfrachten bekommen kann, an Holz, Getreide und Mineralien, erst wenn sich in Russland wieder ein Absatzmarkt öffnet für Maschinen, Düngemittel und Luxuswaren, erst dann wird der Osten mit Lübeck wieder im Gleichtakt leben können.

Ein anderes gehört aber auch noch dazu, die freie Küste von Lübeck bis Memel, die deutschen Felder zwischen Weichsel und



Alte Giebel aus der Wahmstraße

Pregel. Solange Polen sich noch wie ein Keil zwischen Deutschlands Rumpf und seine abgetrennte Faust einschiebt, solange wird die Ostkultur nur defensiv beschaffen sein, solange wird der russische

Handel immer nur über die baltischen Städte oder über St. Petersburg gehen, und nicht, wie einstens, durch die deutsche Ostmark.

Solange noch das „Reich“ gefesselt ist, muß Nordwestdeutschland sich seinen Osten eben allein erobern, um dort wirtschaftlich und kulturell zu herrschen. Mögen die Anfangserfolge im Norden größer sein — die Erbin der Hanse ist denn doch zu selbstbewußt, zu niederdeutsch geworden, um vor den Schwierigkeiten deutscher Ostmarkpolitik zu schrecken.

Wir leben wiederum, wie damals, als der Löwenherzog Lübeck schuf, nach zwei Epochen, zwischen zwei Wellen deutscher Geschichte, zwischen Wellen, nicht hoch und nicht tief, aber voll banger Ungewißheit und voll innerlicher Kampfbegier zu dem übermenschlich kulturellen Kampf ums Morgen.

Fesseln klirren zwischen hier und dort, Fesseln, die gelockert wurden, die verborgenen Kräfte des Gebundenen zu lösen. Nicht frei wovon, um mit Zarathustra aufzulauchzen, unsere Lösung, nicht frei wovon, sondern frei wozu?

Frei wozu? Wie könnte da Lübeck, die hansische Erbin, den jetzt noch nicht wieder eroberten Osten vergessen?

Der Schauspieler

Von Wanda Frieße

Vielleicht,
weil dein Herz in Wolken mündet,
bist du ein Mächtiger.
Vielleicht, weil dein Auge Sturm verkündet.
Schon stürzen Berge,
wenn dein Ton aufbrüllt.
Und bist doch ein ganz Junger,
dem man liebevoll die Hand auflegt und fühlt:
du Kind.
Und bist dann wieder einer,
des glühnder Fittich weit uns überragt,
der Worte hat und roten Ton, uns zu erlösen.
Und dessen Mund, geballt von einer fremden Kraft,
nichts fragt.
Nur aufklärt.
Und der erstaunten Gäste Lächeln niederzwingt.
Der tief in alle Tiefen dringt
und einmal doch an seiner eignen Glut zerspringt.

Wann war Ostdeutschland von Slawen bewohnt?

Von Dr. W. La Baume, Danzig

Mit 12 Abbildungen

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in Ostdeutschland vorgeschichtliche Urnengräber, also Gräber, in denen die verbrannten Reste der Toten in Urnen beigesetzt waren, allgemein als „Wendengräber“ bezeichnet; dementsprechend hießen auch die Begräbnisplätze, auf denen sie gefunden wurden, „Wendefriedhöfe“. „Wenden“ war und ist heute noch vielfach die volkstümliche deutsche Bezeichnung für Slawen, und das dunkle Bewußtsein, daß dieses Volk früher einmal in Ostdeutschland ansäßig gewesen war, führte dazu, daß man alles, was jenseits der geschichtlichen Ueberlieferung lag, für wendisch hielt. Als erster ging



Abb. 1. Tongefäß aus dem
Burgwall Bachottek II,
Kr. Strasburg, Wpr.

Aus: Ber. d. Westpr. prov.-Mus. f. 1898.
 $\frac{3}{4}$ nat. Gr.

der bedeutende Arzt und Anthropologe Rudolf Virchow der Frage, welche Altertumsfunde in Ostdeutschland slawisch seien und welche nicht, wissenschaftlich nach. Er untersuchte in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seiner Heimat Pommern und in Mecklenburg befestigte Anlagen (Burgwälle), von denen bekannt war, daß sie noch in frühgeschichtlicher Zeit von Slawen bewohnt gewesen sind. In diesen Befestigungen fanden sich neben sonstigen Ueberresten zahlreiche Scherben einer bestimmten Töpfware (Keramik) von solcher Eigenart, daß man sie sofort von derjenigen aus vorgeschichtlichen Urnengräbern unterscheiden kann: henkellose, äußerlich rauhe Gefäße aus grob geschrumpftem Ton, teils unverziert, teils mit roh eingekratzen „Besenstrich“ oder Wellenlinien-Ornamenten versehen, andere schon auf der Drehscheibe gearbeitet und mit Rillen- oder Stempelverzierungen versehen (Abb. 1–5). Diese „Burgwallkeramik“ also war ohne Zweifel das Hauptkennzeichen slawischer Siedlungen, und Virchow

schloß hieraus, daß gleich den untersuchten Burgen von Garz und Arkona auf Rügen, Julin bei Wollin und Alt Lübeck auch andere Burgwälle („Schloßberge“ oder „Schweden schanzen“), sowie alle



Abb. 2. Tongefäß aus Burgsdorf

Kr. Lauenburg (Pommern).

Aus: La Baume, Vorgesch. v. Westpr., Danzig 1920. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.



Abb. 3. Tongefäß aus Kaldus,

Kr. Külm.

Aus: Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. f. 1898. $\frac{1}{2}$ nat. Größe.

sonstigen Siedlungsstellen und auch Gräber mit „Burgwallkeramik“ slawisch sein müßten.

Heute wissen wir, daß sich die oben gekennzeichnete Tongefäß ware in der Tat nur in den Teilen Mitteleuropas findet, die nach unseren geschichtlichen Kenntnissen von slawischen Völker-

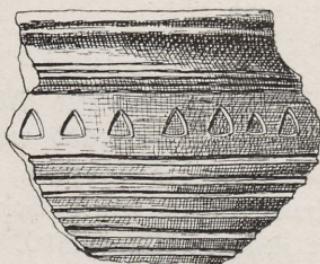


Abb. 4. Tongefäßscherben
vom Burgwall

Klein-Steinersdorf,

Kr. Rosenberg, Wpr.

Aus: La Baume, Vorgesch. von Westpr.,
Danzig 1920. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Abb. 5. Tongefäßscherben
aus Gr. Lichtenau,

Kr. Großes Werder (früher Martenburg).

Aus: Bertram — La Baume — Klöppel,
Das Weichsel-Nogat-Delta, Danzig 1924.
 $\frac{1}{2}$ nat. Größe.

stämmen bewohnt gewesen sind. Ueberdies hat die rastlos strebende Vorgeschichtsforschung, die zu Virchows Zeiten in Ostdeutschland erst in den Anfängen stand, inzwischen noch andere Arten von Altertümern als slawisch erkannt, wie z. B. die sogenannten Hakenringe (Abb. 6 und 7), die auch Schlafenringe genannt werden, weil

sie an einem Kopfbande in der Ohrgegend getragen wurden. Vorgeschichtliche Gräber sind durch solche Hakenringe und anderen Schmuck (Ketten aus Perlen von Halbedelsteinen, Quarz, Flußspat u. a.), eiserne Messer mit bronzeblechbeschlagener Lederscheide und manches andere als slawisch gekennzeichnet. Neben dem Eisen ist Silber das Hauptmetall der slawischen Kultur gewesen. In den auf ehemals „wendischem“ Gebiet zahlreichen Silberschatzfunden, die in der Hauptmenge aus kleingehackten Schmucksachen und Münzen bestehen („Hacksilber“), sind besonders Hals- und Armringe aus zusammengedrehten Silberdrähten (Abb. 8), Fingerringe, Broschen und Anhänger, diese oftmals in feiner Filigranarbeit ausgeführt und wahrscheinlich byzantinischer Herkunft, vertreten (Abb. 9).



Abb. 6.
Silberner Hakenring
aus Gowitzlino,
Kr. Karthaus.
Aus: Ber. d. Westpr.
Prov.-Mus. f. 1907.
Nat. Gr.



Abb. 7. Bronze-Hakenring m. Schelle.
Bankau, Kr. Danziger Höhe.
Aus: Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. f. 1909.
2/3 nat. Gr.

Nehmen wir hinzu, daß weitaus die meisten der im deutschen Osten vorkommenden Burgwälle in slawischer Zeit errichtet worden sind, so haben wir im ganzen genommen eine beträchtliche Zahl von sicheren Kennzeichen slawischer Kultur, die insbesondere eine ganz klare Scheidung slawischer Funde von älteren vorgeschichtlichen, also auch von den germanischen Alttümern gestattet.

Was sagen nun die slawischen Funde über die Zeit aus, der sie angehören?

Die obere Zeitgrenze ist leicht festzustellen; sie liegt schon im vollen Lichte der Geschichte und ist gegeben durch den Beginn der Wiedereindeutschung Ostdeutschlands durch deutsche Bauern, Mönche und Ordensritter im 11., 12. und 13. Jahrhundert. Archäologisch ist mit aller Schärfe die spätslawische Zeit (etwa 1000—1200) erkennbar an der für diese Zeit typischen Keramik: vollständig gedrehten (d. h. auf der Drehscheibe gearbeiteten) Tongefäßen mit horizontalen Rillen- oder Stempelverzierung, sowie starker Profilie-



rung der Wandung und des oberen Randes (Abb. 3—5). Da solche Tongefäße wiederholt mit Münzen zusammen gefunden sind, ist ihre Datierung vollkommen gesichert; die im Danziger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte aufbewahrten Münzfunde dieser Art gehören alle ins 11. Jahrhundert. Die später auftretende, spätmittelalterliche deutsche Tonware zeigt andere Formen, ist grau oder schwärzlich (während die slawische hell- oder dunkelbraun ist) und klingend hart gebrannt.

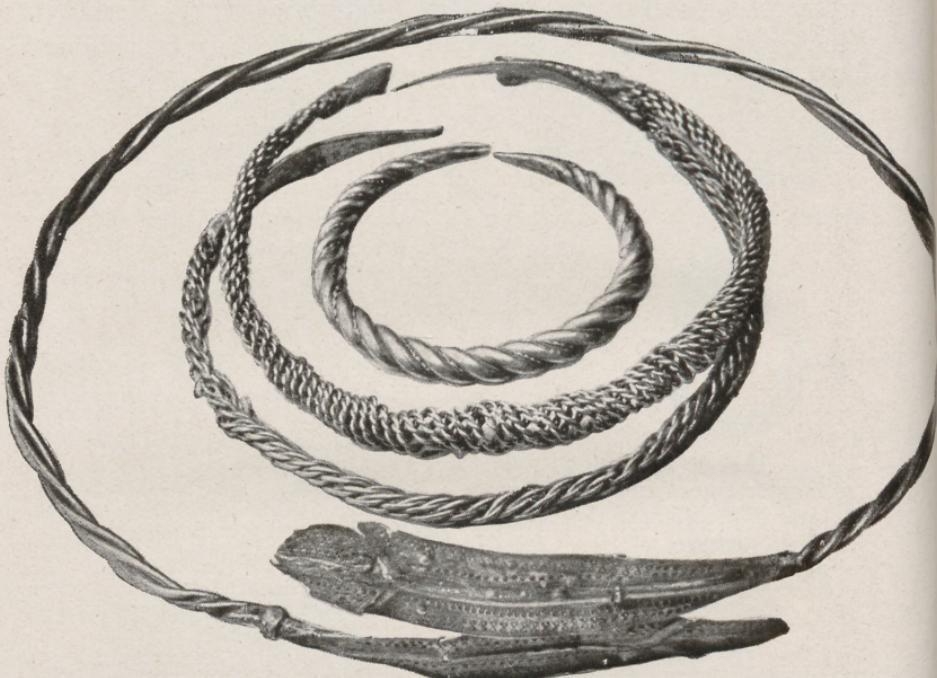


Abb. 8. Drei Halsringe und ein Armmring aus Silber. Dombrowo, Kr. Słatow, W.
Aus: Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. f. 1905. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Bestehen somit über das Ende der slawischen Epoche im östlichen Deutschland keinerlei Zweifel, so ist es andererseits nicht leicht, den Anfang zu bestimmen. Aus geschichtlichen Quellen wissen wir über die Einwanderung der nördlichen Slawenstämme, die sprachlich zu den Polaben gehörten und sich in zwei Stämme — die Obotriten an der Küste und die Wilzen-Leutiken im mittleren Norddeutschland — gliederten, nichts. Nur aus dem Saalegebiet haben uns einige fränkische Schriftsteller spärliche Nachrichten über das Auftauchen der Slawen überliefert. Aus dem Jahre 623 stammt die erste deutliche Erwähnung der Slawen an der deutschen Grenze, und zwar in einem Bericht des Franken Fredegar über den Aufstand der Slawen gegen die Avaren (Hunnen) unter Führung eines

gewissen Samo. Die Hauptmacht der Avaren lag in Böhmen, und es ist bezeugt, daß sie dort herrschend über einer slawischen Unterbevölkerung gesessen haben. Etwas später (630) wird zum ersten Male der Name dieser Slawen genannt; es sind die Sorben. Als Sorben bezeichneten sich aber auch diejenigen Slawen, die sich zwischen Elbe und Saale ausgebreitet haben, und da die heute noch vorhandenen spärlichen Reste der Sorben im Spreewald und die alten Sorben sprachlich zur tschechischen Familie gehören, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Slawen im Saalegebiet (südlich der Elbe) von Böhmen her eingewandert sind.

Hiernach kommt als Zeit für die Einwanderung der Slawen nach Ostdeutschland frühestens das Ende des 6. Jahrhunderts nach Chr. Geburt in Betracht. Und damit stimmt



Abb. 9. Silberne Zierscheibe
aus Birglau, Kr. Thorn.

Aus: Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. f. 1898.
Nat. Gr.

völlig überein, was die vorgeschichtliche Altertumskunde über das Auftreten der ältesten slawischen Funde in Ostdeutschland aussagt. In den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. wird ganz Ostdeutschland von einer dichten germanischen Bevölkerung bewohnt, deren Ausdehnung nicht nur aus der besonderen, germanischen Eigenart der aus Gräbern (vergl. Abb. 10) und Wohnstätten herrührenden Altertümer, sondern auch aus den Nachrichten alter Schriftsteller, wie Tacitus, Ptolomäus und Jordanes, ersichtlich ist. Ja, wir wissen sogar, welche germanischen Stämme in jener Zeit in Ostdeutschland ansässig waren und wo jeder von ihnen seinen Sitz hatte. Diese germanische Besiedelung dauert nachweislich bis ins fünfte Jahrhundert an; dann werden die Funde immer spärlicher und schließlich hören sie ganz auf. Die geschichtlich bezeugte Auswanderung der Ostgermanen nach „besseren Landen“, die sie, wie Jordanes schreibt, erstrebten, gibt sich in dieser allmäßlichen, schon seit dem

3. Jahrhundert beginnenden Zahlverminderung der Grabfunde und sonstiger Bodenfunde in Ostdeutschland zu erkennen. Gleichzeitig tut sich uns in dieser Abwanderung die Ursache dafür kund, daß das einst germanische Gebiet bald darauf slawisch besiedelt worden ist: in das von der Hauptmenge der Ostgermanen verlassene Land rückten langsam und kampflos die Slawen ein. In Berührung mit den Ostgermanen sind diese gar nicht gekommen, denn es fehlt nicht nur jedes Anzeichen einer Mischkultur, die doch bei einer Vermengung hätte eintreten müssen, sondern es findet sich auch in der germanischen Ueberlieferung nichts, was auf einen Kampf der Ostgermanen mit den vordringenden Slawen schließen läßt. Ja,



Abb. 10. Tongefäß aus einem ostgermanischen
Grabe der Römischen Kaiserzeit.
Mischneschewitz, Kr. Karthaus.
Aus: Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. f. 1901. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

würden wir nicht nach geschichtlichen Nachrichten den Beginn der Einwanderung slawischer Stämme nach Deutschland um 600 nach Chr. Geb. ansetzen können, so müßten wir fast an dieser Zeitbestimmung zweifeln, so spärlich sind die archäologischen Funde des 7. und 8. Jahrhunderts in Ostdeutschland, die von dem Vordringen der Slawen nach Abzug der Germanen Kunde geben.

Die slawische Epoche in Ostdeutschland hat demnach von etwa 600—1200 nach Chr. Geb. gedauert, wie übereinstimmend aus den geschichtlichen und archäologischen Tatsachen hervorgeht.

Wir könnten damit unsere Betrachtungen abschließen, wenn es nicht nötig wäre, noch kurz auf Versuche von slawischer Seite einzugehen, die slawische Kultur in Ostdeutschland (und auch in Böhmen, Mähren, Österreich) als älter hinzustellen als die ger-

manische. Der polnische Vorgeschichtsforscher Kostrzewski hat neuerdings eine alte, früher von tschechischen Prähistorikern vertretene und von der ernsthaften Forschung längst zum alten Eisen gelegte Hypothese, daß die bronzezeitliche Kultur in Deutsch-Oesterreich, Böhmen, Westpolen und Ostdeutschland slawisch gewesen sei, zu neuem Leben zu erwecken versucht. Vor die Unmöglichkeit ge-

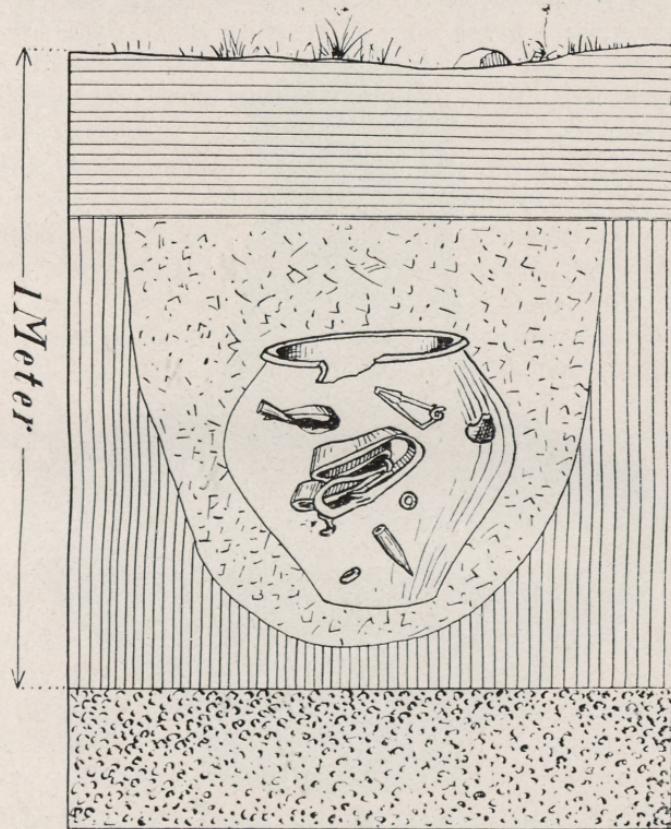


Abb. 11. Ostgermanisches Urnengrab der vorrömischen Eisenzeit (etwa 100 v. Chr.) mit eisernen Waffen u. a. m. als Beigaben. Rondsen, Kr. Graudenz.

Aus: Ringer, Das Gräberfeld von Rondsen, 1890. Etwa $\frac{1}{15}$ nat. Gr.

stellt, den germanischen Charakter der Kultur dieses Gebietes von der frühen Eisenzeit (etwa 800 vor Chr.) an bis in die Völkerwanderungszeit zu leugnen — hat Kostrzewski doch selbst eine umfassende Arbeit über die ostgermanische Kultur der vorrömischen Zeit veröffentlicht und in weiteren Untersuchungen nachgewiesen, daß die ostgermanische Kultur der frühen Eisenzeit viel weiter nach Südosten reicht, als bisher angenommen wurde, nämlich bis an den Fuß der Karpaten —, macht dieser an sich gründlich und

ernsthaft arbeitende Gelehrte zwar die plumpen Versuche gewisser Vertreter unter seinen Landsleuten, die ganze vorgeschichtliche Kultur des östlichen Mitteleuropa bis an die Elbe heran von den ältesten Zeiten an als urslawisch hinzustellen, nicht mit. Aber er stellt die Behauptung auf, die vor der germanischen Zeit liegende bronzezeitliche Kultur dieses Gebietes, die man in Sachkreisen als „Lausitzer Kultur“ zu bezeichnen pflegt, sei den Slawen



Abb. 12. Ostgermanische Gesichtsurne aus einem Stein-
kistengrabe der ältesten Eisenzeit (etwa 800—500 v. Chr.).
Słejin, Kr. Bromberg.

Aus: Blume, Ausstellung vorgesch. Denkmäler in Posen, 1909. Etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

zuzurechnen; diese seien durch die von Norden kommenden Germanen unterworfen worden, wären aber im Lande geblieben und hätten sich trotz germanischer Ueberschichtung ihre eigene Kultur bewahrt, die nach dem Abzuge der Ostgermanen in der Völkerwanderungszeit wieder an die Oberfläche gelangt sei. Soweit die deutsche Vorgeschichtsforschung es überhaupt für nötig befunden hat, zu dieser Theorie Stellung zu nehmen, hat sie betont, daß die Vorstellung, die slawische Kultur habe sich von etwa 800 vor Chr. bis 600 nach Chr., d. h. nicht weniger als fast $1\frac{1}{2}$ Jahr-

tausend unter der germanischen erhalten, ohne aufgesogen oder auch nur wesentlich verändert zu werden, für die Wissenschaft unannehmbar sei, und sie hat ferner erwiesen, daß die von Kostrzewski für seine Annahme beigebrachten „Beweise“ als solche nicht anerkannt werden können. Die Frage, welches Volk der Träger der „Lausitzer Kultur“ war, ist zwar noch nicht gelöst. Ihr Gegensatz zur germanischen Bronzezeitkultur in Schweden, Dänemark und Norddeutschland — Urnenfriedhöfe aus vielen Flachgräbern mit sehr spärlichen Metallbeigaben, dagegen mit vielen und überaus mannigfaltig geformten und eigentümlich, z. B. mit Buckeln verzierten Tongefäßen, gegenüber einzelnen oder zu wenigen zusammenliegenden Hügelgräbern, z. T. mit vielen Bronzabeigaben und mit einsförmiger Keramik im germanischen Gebiet — läßt diese „Urnenfelderkultur“ Ostdeutschlands in der Tat als eine solche erscheinen, die sich von der allgemein anerkannt germanischen des Nordens sehr scharf unterscheidet. Wenn sie daher auch von den meisten Vorgeschichtsforschern als nicht-germanisch angesehen wird, so sind sich doch alle rein sachlich denkenden Forscher darüber einig, daß sie nicht slawisch war und gar nicht gewesen sein kann. Denn alle archäologischen, sprachlichen und geschichtlichen Tatsachen lassen übereinstimmend erkennen, daß die Urheimat der Slaven in dem Gebiet zwischen oberer Weichsel im Westen, Pripetsümpfen im Norden, Dnepr im Osten und Steppenrand im Süden, also hauptsächlich in Wolhynien und Podolien zu suchen ist, und zweitens, daß sie sich erst in der Völkerwanderungszeit von dort weiter nach Westen hin ausgebreitet haben. An dieser wissenschaftlichen Feststellung ist nun einmal nicht zu rütteln, und es bleibt dabei, daß die slawische Besiedelung Ostdeutschlands eine verhältnismäßig kurze Episode bedeutet im Vergleich zu der vorangegangenen germanischen Besiedelung und der im Mittelalter gefolgten Wiedergewinnung dieses uralt germanischen Landes durch deutsche Siedler germanischer Abkunft. An diesen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Tatsachen wird auch der von slawischen Vorgeschichtsforschern unternommene Versuch, politische Bestrebungen durch unwissenschaftliche Behauptungen zu decken und zu stützen, nichts ändern können.

Aufgabe

Schweige wie Gott,
wirke wie die Natur,
und lege dein Herz
auf die Opferschale des Lebens. —
Still wie die Sterne
geh deinen Weg! —

Martha Hinz

Elisabeth Christine, die verkannte Königin von Preußen^{*)}

Eine historische Berichtigung
Von Walter Schimmele-Falkenau

Auf Grund der untenstehenden Quellen, in denen ich mehrere Jahre hindurch sehr eindringlich nachgelesen habe, war es mir möglich, das lebenswarme Bild der verkannten Königin Elisabeth Christine in meinem Buche nachzugestalten**).

Vielleicht klingt's vermessen, wenn ich behauptete, daß nicht nur viele unbedeutende Nacharbeiter, nein, daß auch der große Carlyle sich durch das gültige Gerücht beeinflussen ließ und in seinem Werke „Friedrich der Große“ die Königin zwar durchaus überlieferungsgetreu, aber gar nicht historisch dargestellt hat. Er geht auch mit wenig Worten immer über das etwas unsichere Thema fort, trotzdem aber bleibt seine Bemerkung „die Schalheit aus Braunschweig“ bestehen und soll richtiggestellt werden.

Was nun die im allgemeinen als führend beachteten Erinnerungen der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, der Lieblingschwester des großen Königs, anslangt, so bleibt zu bedenken, daß sie in einer für das Innenselben der Schreiberin sehr unruhigen Zeit aufgezeichnet worden sind. Aber gerade in bezug auf die Königin werden diese Erinnerungen wenig übertrieben (zum Nachteiligen). Manche kleinen Bemerkungen können aber auch als falsch angeprochen werden. Aber die Markgräfin kann angesichts der wenigen flüchtigen Begegnungen, die sie mit der Königin hatte, kaum ein genaues Bild von der Frau ihres bewunderten Bruders in sich aufgenommen haben.

Ausschlaggebend für die Hintanstellung bald nach ihrer Thronbesteigung muß m. E. die verwitwete Königin Sophie Dorothea gewesen sein, die der Braunschweigerin ihr Dazwischenentreten in

*) 1. Die Briefe der Königin (über hunderi). 2. Die philosophischen Werke der Königin. 3. Ausschnitte aus den Briefen Bielsfelds, des Kronprinzenfreundes (Hahnse). 4. Gesammelte Berichte der Zeitgenossen über die Königin (Hahnse). 5. Fridericus Wilhelmius. Sein Leben und sein Hof. Breslau 1735. 6. Historie des Krieges 1756–63. 6. Den Jochai. Berlin 1764, 3. Bde. 7. Goldsmith: Geschichte Englands. Leipzig 1776, 2 Bde. 8. Gespräche Friedrichs des Großen mit Henry de Gatt. Leipzig 1885. 9. Luisa von Preußen (Fürstin Radziwill) bei Westermann. 10. Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Russland. Inselverlag 1913. 11. Nikolai: Beschreibung von Berlin und Potsdam. Berlin 1729, 2 Bde. 12. Wedmann: Beschreibung der Mark Brandenburg. Berlin 1774, 2 Bde. 13. Geschichte der Wissenschaften in der Mark. Berlin 1781. 14. Mémoires de Feuquieres à Londres. 1734 (Studienb. d. Kronprinzen). 15. Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. Leipzig 1899. 16. Carlyle: Friedrich der Große. Berlin 1905 u. v. a.

**) Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen. Die Kronprinzessin. Im Iserverlag, Friedeberg-Duisis. Der 2. Band Elisabeth Christine, die Königin, erscheint im Sommer 1925.

die englischen Heiratspläne niemals verzichten hat, sie zu demütigen suchte, wo sie nur konnte, die in scharfer Rivalität ihr sehr herrschsüchtiges britannisches Wesen mit der Liebe zu ihrem Sohne teilte und niemanden duldet, der ihren Einfluß auf den König zu schmälern drohte. Und ihr zuliebe allein mag Friedrich der Große seiner Gemahlin das Schloß Schönhausen zum Wohnsitz angewiesen haben.

Wer wollte es wagen, nun seine Stimme für die fast Verbannte zu erheben, da er doch fürchten mußte, dadurch den Zorn der allmächtigen Sophie Dorothea auf sich zu lenken und sich ins Unglück zu stürzen. So entwickelte sich von selbst der Königin Vergessensein. Sie wurde übersehen, bald zu keinem Feste mehr geladen, die Königin-Witwe leitete die Empfänge, verhinderte immer wieder die so oft versprochene Fahrt des Königs nach Schönhausen, lud lieber beide nach ihrem Schlosse Monbijou ein, wo sie immer prüfen und eingreifen konnte. Denn Friedrich der Große bewies seiner Gemahlin eine immer gleichbleibende Achtung, stellte sie zu mehreren Malen öffentlich als eine Frau dar, der er kaum eine andere an die Seite stellen könne. War sie krank, schickte kundigte sich täglich mehrere Male nach ihrem Ergehen. Aber er zur Nacht noch den eigenen Arzt nach Schönhausen und er kam nicht nach Schönhausen, die Königin nicht nach Potsdam. Wen wundert es dann, daß die einst durch Wien selbst, besonders aber durch England propagierte Nachricht, die Prinzessin sei geistig etwas zurückgeblieben, nun wieder auf die Königin Anwendung fand?

Vielleicht wurde diese Kunde als Entschuldigung gern angenommen.

Wien hatte diese Nachricht ausgegeben, als sich Prinz Eugen zehn Tage vor der Hochzeit plötzlich zu der von der Königin betriebenen Politik bekannte und den König durch Seckendorf auffordern ließ, die Heirat nicht zu vollziehen. Doch Friedrich Wilhelm, der sich auf Drängen Wiens hin zu der Verbindung mit Wolfenbüttel, mehr mit der Nichte der Kaiserin, hatte bestimmen lassen, gab jetzt dem allmächtigen Prinzen eine glatte Absage. Die Vermählung wurde vollzogen.

England dagegen, das eine Verbindung mit Preußen sehr gern gesehen hätte — an der Falschheit Grumbkows scheiterten diese Verhandlungen —, rächte sich nun durch Ausstreuung solcher Gerüchte über die junge Kronprinzessin.

Diese Versionen tauchten immer wieder auf. Carlyle mag in englischen Berichten von damals diese Entstellungen gelesen und

geglaubt haben, um sie dann leider für sein herrliches Werk zu benützen.

Da nun jede Gesellschaft wie eine geschwächige Natter ist, also wohl auch eine Hofgesellschaft, so wurden die erst vagen und leisen Andeutungen schließlich zu Tatsachen umgesprochen, so strömte schließlich wie ein heimliches Wissen aller untereinander die Nachricht ins Land, daß die Königin ob ungenügender geistiger Regsamkeit also in die Verbannung geschickt worden sei. Ein Beispiel, das wohl kaum allein dasteht. Aus all diesen hier nur flüchtig skizzierten Verhältnissen ist das Bild der Königin derart falsch und verzerrt uns überliefert worden.

1838 machte von Hahnke den Versuch, durch eine sorgfältige Sammlung aller Beweise für das Gegenteil dem Andenken der stillen, wunderbaren Frau gerecht zu werden. Aber sei es, daß die Zeit nicht begierig genug seiner Arbeit gegenüberstand, sei es, daß der trockene Stil seines Vortrages einen großen Erfolg verhinderte — sein Buch wurde in kaum mehr als 150 Exemplaren verkauft und auch diese sind heute lange vergessen. Und in letzter Zeit hat Frau von Adlersfeld-Ballestrem sich die Mühe gemacht, sich in den gerechten Dienst der Königin zu stellen. Aber sie hat wohl zu stark allein für die Frau Partei genommen, ich weiß sonst keinen Grund, aber auch diesem Buche ist eine ansehnliche Verbreitung nicht zuteil geworden. Die unhistorische Historie wird weiter geglaubt, und dennoch war Elisabeth Christine eine der bedeutendsten Frauen auf Preußens Throne.

Ich verweise hierzu nur auf die sachlichen Briefe des Herrn von Bielfeld, der schon damals die Welt von dem falschen Urteil über die Königin befreien wollte, ich verweise auf ihre eigenen philosophischen Werke, die sie in sehr eindringlicher Art als tiefempfindende Protestantin, als kluge Denkerin ausweisen, ich verweise auf den geistreichen Kreis, der sich in Schönhausen um sie sammelte, dem Namen wie Sulzer, Büsching, Maupertius u. v. a. angehörten, auf ihre Freundschaft mit Juliane Walmoden und Hans Jobst von Buddenbrock, auf ihre Briefe verweise ich, die sie ihrem über alles geliebten Gemahl geschrieben hat, ich erinnere an ihr großes, unbekanntes Werk der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, das sie still an den Armen und Bedrückten Tag um Tag ausübte, darum sie Blindenanstalten und Schulen förderte, Waisenhäuser unter ihren Schutz stellte, das sie zum ungenannten Segen ihres Landes werden ließ. Ihre Einkünfte kamen weit über die Hälfte ihrer Barmherzigkeit zugute. Und wie liebte, und wie verehrte sie ihre Umgebung!

Eine Frau, die so lebt, die so geliebt wird, kann nun und nimmer eine unbedeutende Frau gewesen sein.

Daß Friedrich der Große von ihr getrennt lebte, hat gewiß nicht seinen Grund in den eingangs erwähnten Gerüchten, sondern Friedrich der Einzige hätte auch eine Frau von Stael, eine Rachel Varnhagen nach Schönhausen geschickt. Hier war die Psyche des



Elisabeth Christine, Königin von Preußen

Maler: Pesne

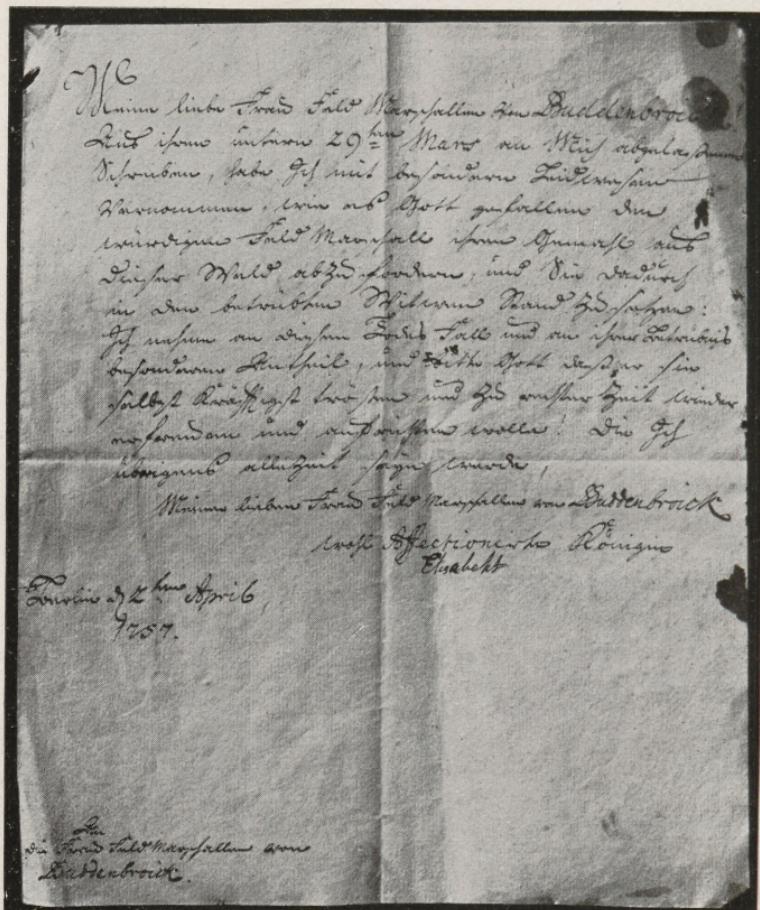
Genies am Werke, hier war das Grandiose menschlichen Lebens in eine Form, in einen Menschen gegossen, der unter der Gewalt des Schicksals seinen Weg einsam gehen mußte, ihn darum einsam ging und herrlich erfüllte.

Ich habe mich bemüht, in meinem Buche der Großartigkeit seiner Natur gerecht zu werden, andererseits aber das wahre Bild der Königin nachzuzeichnen, nachzuleben.

Aus dem Lebenskreise einer verkannten Königin

Von Walter Schimmele-Falkenau

Elisabeth Christine ist gemeint, die Gemahlin Friedrichs des Großen, um deren Leben nur wenige Bescheid wissen, und auch von diesen wenigen urteilen einige noch zu hart, zu sehr der



Brief der Königin an die Frau Feldmarschallin von Buddenbrook

üblichen Auffassung verpflichtet, daß eine Königin, deren Leben nicht klangvoll in das Sein des Volkes hinausleuchtet, kaum eine Königin genannt werden kann, die öffentliche große Beurteilung beanspruchen darf. Besonders heimgesucht hiervon nun ist Elisabeth Christine gewesen, die im Schatten des überragenden Gemahls nur dem stillen Wohltun, dem barmherzigen Werke hingegessen war, die zum ungenannten Segen ihres Landes wurde, die aber in den

Geschichtsbüchern, in zünftigen Abhandlungen immer übersehen, kaum der Erwähnung für Wert befunden wird.

Freilich sind mancherlei Gründe zu nennen, die solche Behandlung verständlich machen, denn gerade der Gemahlin Friedrichs des Großen dürfte bei der Fülle der sich immer widersprechenden



Juliane Freifrau von Buddenbrock, geb. von Walmoden,
Gemahlin des General-Leutnants von Buddenbrock
Maler: Pesne

Urteile der endgültigen Gerechtigkeit der Weg recht schwer gemacht werden.

Aber die zeitgenössischen Urteile, die wohl unanfechtbar sind, behaupten gerade das Gegenteil. Ich will nun nicht meine an sich sehr unmaßgebliche Meinung neben hundert andere als die hundert-

undeinste sezen, sondern nur einige Kleinigkeiten aus den Briefen und anderen Zeitgenossenberichten hertragen, in der Hoffnung, daß diese Quellen dazu beitragen möchten, das immer noch ungenaue



Joh. Jobst Freiherr von Buddenbrock,
General-Leutnant und Chef des Kadettenkorps,
Sohn des General-Feldmarschalls

Maler: Pesne

Bild dieser Königin zu vertiefen, zu verlebendigen, so wie es zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hell durch seine Zeit geschiessen hat.

Das, was noch an kleinen Aussprüchen der Königin bekannt ist, mag die Darstellung vielleicht vertiefen helfen.

Im Jahre 1738 wurde der braunschweigische Baron Bielfeld an den Rheinsberger Hof des Kronprinzen geladen. Bielfeld war ein sehr geistreicher Plauderer und fast an allen Höfen des damaligen Europa herzlich zuhause. Sehr voreingenommen gegen die



Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth,
geb. Prinzessin von Preußen
Maler: Terbusch

Kronprinzessin trat er in den Rheinsberger Kreis ein. Darum ist sein Bericht, den er einer braunschweigischen Bekannten schickte und in dem er sehr ausführlich auf das Äußere der Kronprinzessin einging, als Einführung immerhin recht bemerkenswert.

In Bielfeld: Lettres familiaires Band 1, Seite 80—82, lesen wir:

„Die Kronprinzessin ist groß und vollkommen wohl gewachsen. Ich habe niemals eine in allen ihren Verhältnissen so regelmäßige Taille gesehen. Ihre Brust, ihre Hände und ihre Füße mögen einem Maler zum Vorbild dienen. Ihre Haare, auf die ich besonders acht hatte, sind das schönste Aschgrau von

Mein Lieben General Lieutenant Graf v. Buddenbrock, Freyf. Meine Dienste
für meine Mutter hab' gegen Krimmer, und habe jene Räume aufgeräumt. Oder,
mein Mann Etat-Minister v. Minckhausen angefan legden, der sein außer-
ordentliche Expeditiones in Aufsicht der Feuerwaffen zu leitenden. Durch diesen
Aufsichts General, ein Töde commiss zu machen, gleichzeitig als französischen
Festen, so frisch als fridericus fanden müssen sollten. Und brenn nützlich für
seine affectionen tan Flanzy.

Boddens, den
31 October 1779.



General Lieutenant Graf v. Buddenbrock.

Brief des Königs an den Gen.-Leutn. Freiherr von Buddenbrock

der Welt; sie fallen ein wenig ins Blonde und spielen, wenn sie gepudert sind, wie Perlen. Sie hat einen sehr zarten Teint und große blaue Augen, in denen Lebhaftigkeit und sanftes Wesen miteinander um den Vorzug streiten, und deren Blick durchaus feurig ist. Sie hat eine offene Stirn, wohlgesetzte Augenbrauen, eine kleine, etwas spitzige, aber wohlgeformte Nase, einen angenehmen Mund, rote Lippen, und ihr Kinn und Hals sind reizend. Die Güte ist auf ihrem Gesichte gemalt, und man kann wohl

sagen, daß ihre ganze Gestalt von den Händen der Grazien zusammengesetzt worden ist, um eine große Prinzessin zu formen. Selbst die kleinen Nachlässigkeiten, welche man bisweilen an ihrem Puße und an ihrer Haltung wahnimmt, sind nicht übel, obgleich sie im allgemeinen ihren Kopfpuß und ihren Anzug vollkommen gut und mit Geschmack einrichtet. Es wird nicht leicht eine Prinzessin in Europa sein, die schönere Diamanten besitzt, und es wird gewiß niemand besser als sie dies anzubringen wissen.

Sie spricht wenig, vornehmlich bei der Tafel, aber alles, was sie spricht, ist geistvoll. Sie scheint großes Genie zu haben, das sie durch beständiges Lesen der besten französischen Schriftsteller noch mehr ausschmückt. Frau von Katsch (die Oberhofmeisterin, d. Verf.) hat mich versichert, daß ihr Herz vortrefflich und ihr Charakter himmlisch sei. Jeden Augenblick zeigen sich davon Züge, die mich bezaubern. Alle Abend sechs Uhr macht sie ein Spiel Quadrille oder Trippet und spielt mit der alleradelsten Un-eigennützigkeit. Niemals hat eine Prinzessin nach meinem Geschmack besser getanzt als sie. Ihre Haltung, ihre Miene ist zugleich majestatisch, ordentlich und vollkommen ungezwungen, und bei Gelegenheit eines Balles, wo auch der Kronprinz mit seinem Gefolge äußerlich glänzender als gewöhnlich erschien, hatte er doch nur Augen für den Tanz der Kronprinzessin...."

Durch diese eingehende Schilderung Bielfelds und durch unser Bild, das meinem jetzt erschienen Roman „Elisabeth Christine, die Kronprinzessin“^{*)}) entnommen ist, dürfte sich jedes weitere Wort über die äußere Erscheinung der Kronprinzessin erübrigen. Nun sei diesem noch eine kurze Auslese aus Briefen und Bemerkungen angereiht, aus denen auch die Seele dieser Fürstin uns hell entgegentritt. In Schönhausen verlebte die Königin dann zumeist ihre Sommer, in den sie schwer bedrückenden Kriegsjahren stand sie zu Berlin auch Sommers dem Hofe im Verein mit der Königin-Mutter Sophie Dorothea vor. In Schönhausen, einem kleinen Landschlößchen nahe Berlin im Barnimer Kreise, verkehrte bald ein sehr schöner Freundeskreis, Büsching, Sulzer, Sack, Maupertius, Gellert später, Antoine Pésne, der Maler, Jordan, Sille und viele andere bedeutende Köpfe ihrer Zeit waren dort gut beheimatet. Die Königin richtete den Armen ihre traurigen und fröhlichen Feste aus, hielt den Park für jedermann offen, half den Waisenhäusern und Blindenanstalten und jährlich gab sie die Hälfte ihrer Einnahmen nachweislich zu wohltätigen Zwecken hin. Darum bleibt folgende kleine Szene bemerkenswert:

^{*)} Iserverlag in Friedeberg am Queis.

Zu Schönhausen. Die Prinzessinen Friederike und Wilhelmine, die beide von der Königin erzogen wurden, legten ihrer Königin-Tante im Beisein aller Damen das glänzende Probestück vor, das ein bekannter Berliner Juwelier der Königin zur Ansicht und evtl. Ankauf übersandt hatte. Ein kostbares Perlenhalsband. Die bekannte Vorliebe der Königin für Perlen kämpfte mit dem Erschrecken vor dem hohen Preis. Schließlich sagte sie schnell und wandte sich dann ab:

„Nehmt sie fort, ich will sie nicht sehen. Wie vielen Armen kann ich für dieses Geld schon wieder helfen.“

Und steht am Schlusse eines der vielen Briefe, die sie an ihren liebsten Bruder, an den Feldherrn Ferdinand von Braunschweig, geschrieben hatte:

„..... Gott wolle uns diesen geliebten und großen König schützen, zum Glücke aller, die ihm wahrhaft untertan sind. Ich wünschte, daß er in meinem Herzen lesen könnte und sähe, wie ich nur an ihn denke, nur ihm tief ergeben und dankbar bin...“

Aus einem Brief vom 24. Oktober 1748 an ihren Bruder Ferdinand:

„..... Ich hoffe, daß es dem geliebten Könige gut ergeht, wenn meine Gebete sich erfüllt haben, wenigstens dann muß es sein. Das gestrige Fest beim Prinzen war sehr hübsch und gut geleitet. Ich zog mich eine halbe Stunde später als die Königin-Mutter zurück, gegen Mitternacht. Sie war überaus lustig und sehr freundlich mit mir und höflich....“

Aber wie deutlich wird die bestehende Meinung über das Zusammenleben zwischen den königlichen Gatten erschüttert durch den Königsbrief aus dem Lager von Brzezi (Schlesien) vom 25. Mai 1742, der lautet:

„Madame, man muß Sie lieben, wenn man Sie kennt, und Ihre Herzengüte verdient, daß man Sie über alles wert hält. Ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Mühe, mit der Sie ein ungewisses Gerücht ergründen wollen. Sie mögen aber ganz unbesorgt sein, Madame, um so mehr, als die Österreicher so geschlagen sind und so entmutigt sind, daß sie gewiß an alles andere denken werden als an Hinterhalt und Verschwörung. Unser Feldzug ist beendet, und ich hoffe, im Juli wieder in Berlin zu sein. Ich will es nicht bestimmt behaupten, aber es hat viel Wahrscheinlichkeit, daß dieser entscheidende Schlag das Haus Österreich erledigen wird. Grüßen Sie bitte meine Brüder, meine Schwestern, meine Schwägerin (der Königin Schwester Luise Amalie, d. Verf.), die Morrien, Camas und Monbail. Ich bin mit dem Ausdruck der unsagbaren Verehrung, Madame, Ihr sehr ergebener Diener Fr.“

Die ungewissen Gerüchte waren Vermutungen, daß die Österreicher dem König nach dem Leben trachteten und um dieser Gerüchte willen hatte die Königin mehrere besorgte Briefe an die schlesische Front geschrieben. Wenn auch aus diesem Briefe nicht auf ein eheliches Zusammenleben ohne weiteres geschlossen werden darf, so widerlegt gerade dieses Schreiben doch am deutlichsten die vielvertretene Ansicht, daß Friedrich der Große seine Gemahlin für dumm gehalten hat und sich ihrer bei öffentlichen Anlässen geschämt haben soll. Dieser König mußte seinen Weg einsam gehen, um ihn so herrlich erfüllen zu können.

Und zu dieser Vermutung könnten noch viele kleine Begebenheiten genannt werden, die aus der Vermutung für manchen vielleicht gar eine Tatsache werden ließen. Jedoch will ich hier nicht über die Ehe des großen Königs eine Abhandlung schreiben, sondern nur über die Königin einige hoffentlich interessierende und urteilumgestaltende Bemerkungen zusammenstellen.

Hierher gehört dann vor allem noch der Brief, den sie bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges an ihren Gemahl geschrieben hat:

„Schönhausen, den 9. August 1756. Sire. Ich hoffe, daß Sie so frisch geblieben sind, wie ich so glücklich war, Sie leztens sehen zu dürfen; aber das törichte Herz ist voller Kummer, daß Sie so bald schon abreisen werden. Es wagt gar nicht, daran zu denken. Gott möge Sie beschützen, Ihnen bald Frieden und Ruhe geben und Ihr Unternehmen mit Ruhm krönen zum Glücke Ihrer Untertanen, und möge sich alles nach Ihren Wünschen entwickeln. Das sind die heißen Gebete, die aus einem Herzen kommen, das ganz und gar nur Ihnen ergeben ist voller zärtlicher Freundschaft aber auch voller Schmerz, wenn ich daran denke, daß Sie sobald schon wieder der Gefahr begegnen müssen. Ich sorge mich zu Tode bei diesem Gedanken. Verzeihen Sie, daß ich Sie derart mit meinen Klagen behellige, aber Geist und Herz sind so voll davon, haben sich in meiner Stille so viel beschäftigt damit, daß ich nun mit einem Male allen Kummer zu Ihnen bringen muß und Sie sind gewiß so gütig, mir nicht nur zu verzeihen, sondern an meiner gerechten Sorge teilzunehmen. Ich empfehle mich Ihnen im Bewußtsein, Ihre Gnade und Ihr Wohlwollen zu genießen und bleibe mit der größten Anhänglichkeit, tief zugehörig und voll unsagbarer Zärtlichkeit Ihre sehr ergebene, sehr gehorsame und getreue Gemahlin und Dienerin Elisabeth.“

Die Königin unterschrieb sich immer mit Elisabeth.

Potsdam hat sie niemals gesehen, und die Zeit nach den großen Kriegen war sie fast nur zu Schönhausen. Allein an manchen Empfängen wohnte sie in Berlin. Ihre Liebe zu ihrem Gemahl erfüllte sie, wie nur selten eine Frau so schwer an ihrer Liebe zu

ihrem Gatten getragen hat. Dieses Kapitel verdiente eine besondere Berücksichtigung. Zu Schönhausen dann begann die Königin mit der Uebersezung namhafter deutscher Philosophen ins Französische, sie übersetzte auch Gellerts Fabeln, mancherlei Wissenschaftliches und viel Theologie. So erschienen von ihr beim Hofdrucker Georg Jakob Decker in Berlin folgende Bücher:

1. „Der Christ in der Einsamkeit“.
2. „Von der Bestimmung des Menschen“.
3. „Die Weisheit des Entschlusses“.
4. „Von der Liebe zu Gott“.
5. „Betrachtungen“.
6. „Einsicht in die Werke Gottes“.
7. „Sechs Predigten Sacks“.
8. „Gedanken zu allen Wochentagen“.
9. „Betrachtungen über den Staat“.
10. „Religionshandbuch“.
11. „Gellerts Oden und Hymnen“.

Nummer 1, 4 und 9 sind eigene Arbeiten der Königin, das übrige Uebersezungen aus dem Deutschen. Nach dem Tode des großen Königs lebte sie sehr zurückgezogen, nahm aber zu besonderen Gelegenheiten die Einladungen des ihr sehr ergebenen Friedrich Wilhelm II. immer an und an den Festen dann gern teil. Die Armen und Kranken erflehten täglich von ihr Hilfe und sie vermochte nicht, einen wegzu schicken. Lieber machte sie Schulden. Die Ruhe ihres Gewissens ließ sie heiter sein, und ließ sie am Ende ihrer Erdenlaufbahn sagen:

„Gott hat mich gnädig bewahrt, daß ich mir keine Handlung vorzuwerfen habe, durch die irgend ein Mensch mit meinem Wissen an seinem Glücke gelitten hätte.“

Ihre letzte Krankheit dauerte nur zwölf Tage. Auf dem Krankenlager sagte sie:

„Ich habe lange genug gelebt, nun kann ich durch ein längeres Leben niemandem mehr nützen. Jenseits wird mir wohler sein.“

Und vor ihrem Tode segnete sie alle ihre Getreuen:

„Ich weiß, ihr werdet mich nicht vergessen.“ Mit diesen Worten entschlief sie.

Die Berliner Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen meldet in Nr. 10 1797:

„So endete am 13. Januar 1797 im Alter von 81 Jahren Elisabeth Christine, Königin von Preußen. Ihr Begräbnis war ganz so, wie sie es in ihrem letzten Willen, den 28. Februar 1787, angeordnet, eingerichtet. Ihre irdische Hülle ward am 20. Januar 1797 abends acht Uhr in aller Stille in der Gruft der Domkirche beigesetzt.....“

Ein noch unbekannter Briefwechsel aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen

Von Paul Burg

„Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie die Kinder nicht in Frieden lassen!“ rief die beherrzte Oberhofmeisterin Frau von Kameke erzürnt dem wüst schelten und wild um sich schlagenden Könige zu, als Seine Preußische Majestät Friedrich Wilhelm I., von der Flucht seines Fritz wutschnaubend nach Berlin zurückkehrend, mit erhobenem Stocke auf seine übrigen Kinder losfuhr, die ihm Königin Sofia Dorothea vertrauend und hoffend entgegen geschickt hatte, Gnade für den Bruder zu erbitten. Minchen, die Älteste, dem Vater sich zu Füßen werfend, hatte gleich eine derbe Ohrfeige weg, Mädchen und Lottchen, Rieckchen und das Kleinste flüchteten unter einen Tisch. — Der Alte gab am anderen Tage der Kameke die Hand und brummte: „Ich werde stets ihr guter Freund sein.“

Als seine angebliche Mitschuldige hat „Minchen“ für Fritz von dem strengen Vater noch manche moralische Maulschelle erhalten. Davon zeugen ja die „Denkwürdigkeiten der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth“, weitverbreitet, aber von der Geschichtsforschung in ihrer Glaubwürdigkeit stark bezweifelt, sogar hinsichtlich aller drei Fassungen, die von diesem merkwürdigen Buche vorhanden sind. Jene alternde, einsame, kränkliche und vom Leben enttäuschte Markgräfin in Bayreuth, die eben auch Memoiren à la mode schrieb, war eine andere als das junge lebfrische Prinzenbchen „Mine“ von Preußen, das mit dem Bruder Fritz immer unerschütterlich alles Leid vom Vater geteilt hatte. Darum sucht heute auch keiner mehr in den aufgerissenen und verärgerten „Memoiren“ Minchens die Wahrheit ihrer heiteren Seele, ihren offenen und freien Charakter — man vertieft sich viel lieber in ihre schalkhaft plaudernden Briefe an den geliebtesten Bruder Kronprinz Fritz von Preußen.

Solche Briefe, auch von ihm an sie, waren bis jetzt im ganzen achtzig aus dem dritten Jahrzehnt ihres Lebens veröffentlicht (in den „Oeuvres de Frédéric le Grand“), im Charlottenburg-Hohenzollernschen Hausarchiv liegen aber ihrer hunderte sorgsam gebündelt und numeriert, freilich nur einer aus dem Jahre 1728, vom Besuch beim alten August dem Starken in Dresden, gibt einen Stammbaum der Dresdener Königsbastarde, kecke Details und beginnt bezeichnend: „Laß mich erst husten, ausspuken und mich darauf schneuzen, wovon willst Du hören? Von der großen Welt? Gut! Der König von Polen ist mittelgroß.“ Bis Herbst 1730 klafft

dann eine große Lücke in dem Geschwisterbriefwechsel, ich glaube, man hat gerade diese hier fehlenden und gewiß über Fritzens Flucht und Begnadigung, sowie über die ganze geplante englisch-preußische Doppelheirat sicherlich überaus ausschlußreichen Briefe von 1729 und 1730 wohlweislich verschwinden lassen. (Hoffentlich kommen sie trotzdem nochmal ans Licht und helfen der Geschichte Dunkelheiten aufzuklären.)

Wer den ersten Brief Fritzens aus dem Jahre 1730 an Wilhelmine aus Küstrin zu lesen beginnt, muß sogar annehmen, die Geschwister haben das Autodafé in ihrer großen Angst vor dem Vater selbst veranstaltet, denn es heißt dort gleich eingangs: „Man hat die ganze Literatur erhalten, gelesen und verbrannt. Man bittet um ein gleiches. Ich lebe, es geht mir gut....“ Daß zwischen den Geschwistern außer dem harmlos offiziellen noch ein vor dem Vater und seinen Spionen geheim gehaltener Briefwechsel bestanden haben muß, erhellt aus der Frage im Postskriptum: „Habt ihr keine Zitrone mehr in Berlin?“ Die Schrift der mit Zitronensaft geschriebenen Briefe wird, über das Feuer gehalten, lesbar! Und schon der nächste Brief aus Küstrin an Wilhelmine klagt und mahnt: „Hast du verlernt, Zitronen zu benutzen? Ich ahne nicht, wie sich mein Schicksal wenden wird, aber lieber verfaule ich in Küstrin, als daß ich wieder in meine frühere Lage zurückkehre. Ich habe jetzt die bittere Erfahrung gemacht, daß ein feindlich gesinnter Vater das Schlimmste auf Erden ist.“ Der dritte Brief, nach dem Köpenicker Kriegsgericht, ist mit Bleistift auf grobes Papier gejagt und mit Tränen sein Lebewohl! betaut. Er unterzeichnet: der Gefangene.

Daß hier vieles vernichtet oder bloß für eingeweihte Augen mit Zitronensaft geschrieben sein muß, zeigt der erste Brief von 1731 aus Küstrin: „Die Heiratsgerüchte schwirren wieder.“ Im zweiten taucht dann schon „die Bevernsche“ auf, die er „nicht mag“. Und von nun an sind es fünfhundertundvierzig Briefdokumente aus dem Jahrzehnt 1730—1740 auf 500 Druckseiten, die Gustav Berthold Volz in mustergültigen Uebersetzungen Friedrich von Oppeln-Bronikowskis vor uns ausbreitet und denen K. F. Köhler (Leipzig) mit 16 Bildbeigaben und zwei Faksimiles ein feierlich würdiges Gewand gegeben hat. Eine so reiche Ausbeute in einem einzigen Buche zu erbringen, ist auch nur durch weise Beschränkung möglich gewesen. Der Herausgeber hat alle in damaliger Zeit üblichen Komplimente und Raisonnements über das Wetter, die Gesundheit, Geschenke, Beschäftigungen weggelassen und sich oft sogar auf Brieffragmente beschränkt. Um so schärfer tritt das große Familien-drama Vater und Sohn am Preußenhofe hervor — weit prägnanter

als aus den Korrespondenzen Grumbkows und der Gesandten, bisher unsrern einzigen Quellen.

So hellen aus diesen hunderten Briefen gerade auf Fritzen's immer schief gesehene Ehe mit der „Bevernschen“ ganz neue und nicht ungünstige Schlaglichter. Das Verhältnis zu seinen Eltern und das der Kinder untereinander gewinnt aus diesen echten und unantastbaren Dokumenten ein ganz anderes Gesicht und wäre mancher Einzelbetrachtung wohl wert. Eine vorläufig noch gar nicht absehbare Bereicherung und Erschließung aller Frideriziana-Belange durch diese Kulturdokumente von höchstem Wert!

Die Bedeutung dieser voluminösen Briefsammlung (die Volz doch jedenfalls auf die Jahre 1740—1759 ausdehnen wird) geht aber über das rein familiäre Hohenzollernsche weit hinaus; ein neues Zeitalter sehen wir hier im schärfsten Kampfe heraufwachsen, verkörpert in Kronprinz Fritz und seiner Schwester, die leidens ja bloß das Echo seines innersten Ich ist. So nur erklärt sich diese beispiellose Schwesternfreundschaft, der nun echter und unvergänglicher als in Wilhelmines oft irreführenden „Denkwürdigkeiten“ ein bleibendes Denkmal ward.

Nacht überm Hafen

Von Sturm-Gundal

Der Nachtwind mag nit schlafen,
er find't wohl nirgend Ruh.
Die Sterne überm Hafen
die lächeln still dazu.

Die Wolken werden nimmer
des weiten Wanderns müd.
Die Wasser im Mondenschimmer
murrmeln das alte Lied . . .

Mein Herz auch kann nit gewinnen
ein Stündlein Ruh vor Tag,
ein Heimweh brennt tief innen,
geht leise Schlag um Schlag.

Ich muß es gehen lassen
durch Tag und Traum hindann,
als ginge in den Gassen
ein fremder Wandersmann.

Die Symbole von Erfurt

Von Kopernikulus

Er ist 83 Jahre alt geworden, der Prometheus von Weimar, dessen Amt es war, Licht zu bringen, und ist doch trotz aller seiner zierlich-hohen Weisheit bis an sein Lebensende ein großes Kind geblieben, ganz wie sein großer Samulus Arthur Schopenhauer es vom Genie verlangt. Und er hat es nimmer gewußt und hätte es vielleicht nicht einmal wahr haben wollen, wie deutsch er eigentlich war, wie sehr er die deutsche Volksseele verkörperte, deren Wesen Friede, Geist und Liebe ist.

Auch damals wußte er es nicht, als er (wie Nietzsche so gern betont) seinen größten Tag zu haben meinte, damals — 1808 auf dem Fürstentag zu Erfurt — als er Ihm gegenüberstand. Ihm — Napoleon.

Mir aber, als ich unversehens Hermann Löns' „Lui-même“ gelesen, wuchs jene Szene (die in Weimar ihre Fortsetzung fand) zu weltgeschichtlicher Bedeutung auf, die sich jeder Deutsche — denn Symbole sterben nicht — für alle Zeiten mit diamantenen Griffeln ins Deutschtbewußtsein schreiben sollte.

Nicht zwei Menschen standen einander dort gegenüber. Nicht Kreis und Mann, Dichter und Kaiser, Napoleon und Goethe. Nein, zwei Symbole wichtigster Bedeutung, der Fleisch gewordene Ausdruck des unüberbrückbaren Dualismus zweier Völker. Mehr: zweier Welten. Mehr: zweier transzendornter Wesenheiten. Und heißen doch einfach und kurz: deutsch und französisch.

„Gegen persönliche Vorzüge gibt es nur ein Rettungsmittel: Liebe“, dachte der Dichtergreis und sah den Korsen ehrfurchtsvoll an. Jubel wuchs in ihm: „Nun wird mein größtes Werk. Was ich im Faust nur zag geahnt, nun wird's Erfüllung. Erlebe ungeahnte Dichtung. Der Schöpfer einer neuen Welt steht vor mir. Und endlich verschwindet das Leidigste auf dieser Welt: Politik. Sie gibt es nun nicht mehr. Dieser zerschlägt die Völker, um Menschheit zu schaffen. Griechheit und Christentum können unbehindert Hochzeit feiern unter des Adlers starkem Schutz. Er ruft, was ich nur seherisch vorahnend durfte, der Menschheit zu: Eröffn' ich Räume vielen Millionen....! — Nun wird mein neues Werk: als Herold Ihm voranzuleuchten. Der Morgen dämmert.“

So sprach's im deutschen Genius aus inbrünstiger Sehnsucht nach endgültigem Frieden für die ganze Welt. —

Und Jener?

Erschrak. Zum ersten Male erschaut er wahre Menschenwürde, gottgeküßte. In unerbittlicher Bewußtheit, sich selbst erbarmungslos

zerfleischend, aufbäumend in der Qual des Ressentiments der Minderwertigkeit, ringt er haßvoll aus sich heraus:

„Voilà un homme! — Ein Mensch steht dort!“ Befehl liegt in dem Wort: Kniest, Kreaturen! Dort steht ein Mensch. Ich habe alles. Nur einen Menschen hab' ich nicht. Armseliger Tyrann, der ich die Welt beherrsche. Die Welt? Ihm liegt die Welt zu Füßen. Ihm dort, dem Menschen. Ihm gehört die Welt.

Und fühlt, was er nicht weiter zu denken wagt:

Hier gibt es keine Brücke. Feindschaft aus Urinstinkt. Zwei Welteroberer sind wir. Zum Schaffen er. Ich zum Vernichten. Ich Krieg — er Friede. Chaos ich — er Kosmos. Ich Haß — er Liebe. Er das Leben — und ich — der — Tod. — Ob ich auch ihn vernichtete? Schon zu spät. Unsterblichkeit leuchtet von seiner Stirn, deutsche Unsterblichkeit, wenn Frankreichs Wille längst vermodert ist, der böse Wille zur Macht, den ich vertrete. Ich: Antichrist.

Und aus dem gepeinigten Menschenherzen, das zu solch unglückseliger Sendung verdammt ist, keucht es, in irrer Hoffnung, vielleicht diese Hoheit, diese Würde, dies Ueberirdische doch zu zertrümmern:

„Komm mit! Zu uns nach Paris, komm! Diene mir.“ Und, ohnmächtig vor Haß und Neid: „Dein Horizont ist enge — meiner weit!“ —

Im Herzen des Greises geht eine Sonne unter. War's keine Sonne? Nur täuschend kaltes Nordlicht? Und Rauch und Qualm und Blutdunst steigen nebelnd auf? Daraus wird nimmer Friede. Daraus nicht.

Mein neues Werk? Eröffn' ich Räume vielen Millionen....? Aber wie? In meiner Brust? Das Himmelreich ist inwendig in euch, immer noch? Aus Liebe Welten bauen? Aus meinem Leben? Dichtung und Wahrheit? —

Und der im Innersten getroffene Greis richtet sich langsam an der deutschen Seele wieder auf und ging, während Napoleons Raketenfeuer blutig rot über Europa flammte, in seine Einsamkeit, um Lichter anzuzünden, die Sterne wurden.

Aus dem Nachlaß

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch gefunden habt.

J. W. Goethe

Die Nacht des Korsen

Von Werner Schulz-Oliva

Von dem hohen, breitragenden Turm der Marienkirche fielen dumpf und schütternd zwölf schwere Schläge in die Enge der winkligen Gassen Danzigs.

Die kleine, schmächtige Gestalt des Eroberers schreckte zusammen.

Seine Hände krallten sich um die geschnitzte Armlehne des mächtigen Sessels, der wie eine finstere Wand über ihn hinauswuchs.

Unruhig flackerten die beiden Kerzen auf dem Schreibtisch und warfen zitternde Schatten über die Schriftzüge des Kaisers. Der hatte sich tief in sich hineingeduckt und erschien lächerlich zwerghaft, wie er so daß, den Kopf etwas vorgeschoben und die Arme seltsam verkrampt.

Falten standen über seiner Stirne. Irgend etwas schüttelte ihn. War es ein Fieber? Die letzten Tage hatten ihn überanstrengt und die Erwartung der kommenden Monate fraß an ihm.

Seine Lippen wurden schmal und verachtend. War eine Furcht in ihm, die er nie gekannt? Größere Entscheidungen waren vor ihm gewesen als dieser Zug gegen den Zaren.

Er starrte hoch. Sein Blick stach kalt und hart. Es mußte die Luft hier sein, die ihn erdrückte. Dieser Nebel, der um die alten Häuser mit ihren spitzen Giebeln war, die Verschlossenheit dieser ernsten Kirchen und Türme. Es klammerte sich um ihn, stand vor ihm, fremd und feindlich.

Ihn fror. Alles war hier gegen ihn, selbst dieses Zimmer. Feucht und dumpf gähnte es ihn an.

Er sprang auf. Schnell und hastig schritt er hin und her. Sein Schritt klang hohl in der Schweigsamkeit des Raumes. Dieses Einsamsein. Er empfand es furchtbar und peinigend. Unsicher trat er an das schmale buntscheibige Fenster. Sperrte es auf. Kreischend drehten sich die Flügel. Naßkalte Regenluft schlug von draußen herein.

Unten auf den Steinen klappten die Schritte der Wache. In einer Seitengasse waren lärmende Stimmen. Jemand brüllte trunken: „Vive l'empereur!“ Andere johlten ein französisches Lied. Ein Weib lachte dazwischen, ein häßliches, gemeines Lachen.

Der Kaiser oben am Fenster fühlte ein Grauen. Seine Hand zitterte. Das Fenster schlug zu, metallisch klingend.

Mit großen, furchtsamen Bewegungen riß er an der Schelle.

Ein Offizier trat ein. Sporen klirrten, ganz fein sirrend. Napoleon sank in seinen Sessel hinein. Seine Augen blickten böse und hassend. „Lassen Sie Feuer machen. — Es ist kalt.“

Soldaten kamen. Lautlos wie Hunde. Klein und unterwürfig.
Schiess es nicht ein Gott, der dort im Lehnsstuhl war?

Ihre Gedanken krochen heran und lagen ihm zu Füßen.
Huschten hinaus. Leise ging die Türe. Wieder war er allein.

Flammen schlugten im Kamin, höher, leuchtender. Wärme glutete
durch das hohe, braungetäfelte Zimmer.

Der Kaiser hatte sich über seine Arbeit gebeugt. Reglos saß
er so.

Im Kamin sprangen die Holzscheite, und der rote Schein der
Flamme ging an dem dunklen Gebälk auf und nieder. Jäh legte er
die Feder fort, die Unruhe in ihm steigerte sich.

Seine Schlachten wurden lebendig. Menschen drängten auf
ihn zu. Trugen Schwerter und hatten ein blutendes Kreuz in
der Brust.

Er fühlte nach seinen Schläfen. Sie hämmerten rasch und un-
gleichmässig. Es war entsetzlich dieses Gefühl, das unergründbar
schiess.

Starr blickte der Kaiser vor sich hin.

Die Kerzen auf dem Schreibtisch flackerten mehr und mehr.
Zischend verloß die eine, schattenhaft wurde die andere. Nur die
Holzscheite loderten.

Ein Soldat hatte sich hereingeschlichen und hockte wie ein
großes, dunkles Tier am Kamin. Manchmal hob er unhörbar einen
Scheit und legte ihn in die Flammen, um wieder weiter zu hocken.
Seine Augen glühten aus dem Dunkel herüber. Es war Furcht
und Liebe darinnen.

Napoleon bemerkte ihn nicht. Sein Atem ging stoßweise. Sein
Blick verlor sich in dem roten Schein des Feuers, das an der Wand
spiegelte und über die geschnitzten Stühle und den schweren Tisch
ließ. Wo hatte er dieses Feuer schon gesehen, diese roten irrsinnigen
Flammen, die in ihm widerbrannten zu unendlicher Qual? Irgend-
wo mußte es doch gewesen sein — irgendwo —. Aber die Ge-
danken wirrten durcheinander und fanden keinen Weg.

Kam es nicht näher? Tiefer verkrampfte sich die geduckte,
schmächtige Gestalt des großen Kaisers. Stierte nicht jener Mensch
in den Flammen, der die Waffe gegen ihn hob? In Oesterreich war
es doch gewesen. — — —

Knisternd lief es über den Fußboden, zuckte, lachte, gierte,
loderte, ein Chaos des Grauens. Das ganze Zimmer brandete in
roter Glut.

Napoleon keuchte. Tausend Hände griffen nach ihm aus dem
Brennen, Fäuste reckten sich empor, züngelten an der eichenen
Decke. Furchtbare Offenbarung. Das war das Ende. Er fühlte es

ganz deutlich. Eine Grenze war vor ihm, eine Grenze aus Flammen und Tod. Und er war allein, allein in dem, was da kommen würde.

Ein heiseres, gellendes Lachen fuhr in ihm auf. O, sie würden ihn alle verleugnen, die um ihn waren — alle, die heute seine Kunst suchten. Er wußte es, sie hafsten ihn wie die Pest, die über das Land kam, wie eine Geißel, die sie schlug. Und was war er denn anderes als Geißel und Pest?

Er riß sich auf, ein Schrei barst an den glutenden Wänden. Seine Finger krallten sich in ein Nichts, seine Augen brannten in Furcht und Entsetzen. Taumelnd stieß er gegen den Tisch, griff in den tanzenden Feuerschein, wahnsinnig, aufgepeitscht und fiel in den Stuhl zurück. „Die Flamme — Die Flamme —“ Wimmernd sank er in sich hinein.

Rot glutete das Zimmer in der Nacht.

Wie ein treues Tier, das seinen Herrn nicht begreift und sich fürchtet, hockte der Soldat vor dem Feuer. Irr und ohne Gedanken suchte er nach einem Gebet, das er als Kind gewußt. — — —

Am anderen Morgen schmetterten die Hörner in den Gassen Danzigs und der Takt der Bataillone dröhnte zwischen den alten Häusern. Wagen ratterten, Kanonen polterten, Befehle, Schreie, Ruf und Gruß. Hinter den Fenstern aber ballten sich Fäuste und Flüche waren ringsum.

Auf dem Langen Markt war es bunt von Uniformen. Der Kaiser saß klein und zerbrechlich auf dem starkknochigen Gaul. Offiziere waren um ihn her. Neben dem Gouverneur standen die Danziger Ratsherren. Regimenter zogen vorbei nach dem Werderstor. Wie eine Schlange wand es sich durch die Wiesen und Felder, aus denen der Nebel des feuchtkalten Junitages stieg.

Als sie draußen vor dem Tor waren, hielt Napoleon. Langsam wendete er sich. Verschwommen überragte der breite Turm der Marienkirche die Stadt. Vom Bischofsberg donnerten die Böller.

Da riß der Kaiser sich herum, hastig trieb er vorwärts. Es würgte ihn, umklammerte seine Brust. Eine unendliche Furcht wurde Gewißheit.

Glutend lohte vor ihm eine Flamme. Groß und gewaltig war sie im Osten. Blutrot stand dort die Sonne über Weide und Busch. — — —

Geisterhaft umbrauste ihn der Gruß der marschierenden Kolonnen: „Vive l'empereur!“

Und er sah den Tod in den Augen der Rufenden.

Moderne Holzschnittkunst

Von Wolfgang Greiser

Die moderne Holzschnittkunst führt über die Wege ihrer Altmäister Menzel, Edvard Munch, Dürer, Kirchner hinweg zu Marc, Nolde, Heckel, Pechstein, Rohlffs, Campendonk bis hin zu den Jüngeren dieser Neukunst in Ost und West. Ueberall trägt sie das Charakteristikum einer gedanklichen Ausdruckskraft voll Stilwillen und voll phantomfreier Wirklichkeit. Wer das Glück eines solchen Gestaltens kennengelernt hat, wer sich hineingefunden hat in die Wirksamkeiten der quaderstarken Aufbauweise unserer zeitlichen Schwarzweißbildnerei, wer sein seelisches Erleben nicht in äußerer Bindung sondern nach tiefverinnerlichtem Erfassen aufzubauen gewohnt worden ist, der findet sich im Stenogramm der Silhouette zurecht im Denken aus dem Dunkeln zum Hellen und leitet sich in sorglicher Beschaunis von Erde und Mensch zum Lichtenden hin.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts brachte dem Holzschnitt, der als künstlerisches Ausdrucksmittel lange Jahre hindurch eine untergeordnete Rolle anderen Techniken gegenüber gespielt hatte, Selbständigkeit und Gleichberechtigung. Der Anstoß hierzu konnte freilich nur von nordischen Künstlern ausgehen, die in ihm die Sprache für ihre gedankliche Kunst und für die Psychologie ihrer Umgebungsverhältnisse suchten und schließlich auch in weitem Umfange gefunden haben. Sie gaben der Holztechnik eigene Gesetze, in denen ein ungefügtes Linienspiel dennoch mit unerhörter Gewalt in schwarzen und weißen Flächen eng nebeneinander trat und die rhythmische Bewegtheit der Umgrenzungen ein Schatz reicher Ausdruckselemente wurde. Jeder im Holzschnitt Schaffende suchte und fand in ihm seine persönliche Sprache, die Möglichkeit der Erscheinungsstärke seiner Eigenwelt, die Totalisationswiedergabe seines Erlebens, und er gab, was er selbst empfand, das ringende Suchen unserer Zeit nach dem Heiligsten und das Halten der Güter einer starken Vergangenheit für das Fortleben in der Zukunft.

Im Holzschnittschaffen der Gegenwart unseres deutschen Ostens steht Bruno Schmialek in einer fast an abgeschlossene Reife gehahnenden Technik vor uns, und die beigegebenen Bildgaben erweisen im Gegenspiel von Schwarz und Weiß, daß seine Kunst in allem danach strebt, in Angriffslust und Angriffskraft nicht Träume, sondern Wirklichkeit, nicht Maße, sondern das Ein bild zu schaffen und daraus im Willen zur monumentalen Gestaltung aus linearen Mitteln und aus räumlicher Formung heraus in germanischem Ostgeiste zu uns zu sprechen. Alle Linien seiner Holzschnitte sind nicht Begrenzungen des Körperlichen, sondern mit Eigenwert begabt, in dem sie durch zweckmäßige Gliederung eine gewählte Ein-

heit zu neuen, vielsagenderen Formen nutzen, ausbauen und steigern. So wird durch Schmialek das Geistig-Tektonische gesucht. Damit erreicht er die Möglichkeit, den besonderen Struktureiz der Holzfläche zu erschließen und dem Grundmaterial seiner Bearbeitung die Seelenmomente des Rohstoffes in seiner Ausdruckskraft zu lassen.



Spieler

B. Schmialek

Nicht die schöne Form charakterisiert die Holzkunst unserer Zeit; sie trägt vielmehr nach außen hin das Schild der Herbheit als eine Wertsprache, die gerade für unseren Osten um so bedeutvoller wird, als sie sich dem starren Landschaftsbilde und der Herbheit der Natur in Landschaft und Mensch gleichsam assimiliert. In der bekannten „Slawischen Melodie“ lebt solche Assimilation. Man sieht dort die rhythmische Bewegung der singenden

Mutter und empfindet dazu den Hintergrund als den Melodieklang engharmonischer Wirksamkeit zu Leid und Weh und Schmerz. Die gleiche melancholische Lässigkeit, die bewegt ist



Beichte

B. Schmialek

und doch starr erscheint, liegt in der Ausdruckskraft des ebenso bekannten „Trinkers“. Der „Spieler“ erweist gleichsam eine geknöcherte Starrigkeit: einerseits das Lauern des fragenden, schielenden Gegners, andererseits diemauerartige Verschlossenheit seines

wartenden Partners. Nirgends im Bilde eine einzige Rundung. Dazu der Eckraum im Hause. Wieder Harmonie zwischen Gedanke und Sein, zwischen Seele und Körperlichkeit!

Anders ist die disziplinierte Ausdruckskraft in Schmialeks bekannter „Beichte“. Hier ist die ganze Wirksamkeit ein plastisches Geben und Formen, eine Abstraktion alles Kleinlichen. Der



Spötter

B. Schmialek

Beichtende fleht mit heißer Inbrunst, und die Erregung seines Gemüts wird von der Geste seiner Hand so überaus wirksam apostrophiert, daß es nur noch der Starre im Gesichte des Geistlichen bedarf, um insgesamt erkennen zu lassen, daß hier ein Künstler gearbeitet hat, der dem Leben Momente ablauscht, die man laut reden und sprechen hört, ohne daß jemand spricht. —

So wirkt Schmialeks Holzschnittkunst in seinen Lichtabstufungen durch Linearperspektiven und räumliche Tiefen derart, daß man

eigentlich gezwungen wird, jeder Kurve nachzufolgen, ihrem Verlauf nachzudenken, Ziel und Ursprung zu ergründen. Erst dabei kommt man alsdann zur Erkenntnis der Bedeutung des Wesensstarren, des Steifen, des Befremdenden, des Kalten, des Kantigen, und aus ihm zur Bewegung, zu warmem Erleben, gerundetem Sein



Ueberredung

B. Schmialek

und aus der Fremde zum Heimischen, aus dem Du und dem Andern zum Ich. Denn Schmialeks Können ist Lebenskunst. Man muß mit offenen Augen durch die Welt und mit packendem Geist durch das Leben gehen, um das festhalten und wiedergeben zu können, was in diesen Holzschnitten Kunst geworden ist. Erst durch psychologische Sicherheit erreicht der Künstler das Recht auf die Freiheit, die Bruno Schmialek in seiner Kunst siegreich gefunden hat.

Die alten Ordensburgen Balga und Lochstedt

Von Paul Wichert

Dort, wo die Küste des alten preußischen Ermlandes wie ein Horn in das Frische Haff vorspringt, lag und liegt noch heute als mächtige Ruine unmittelbar an dem gegen das Haff steil abfallenden Ufer die Ordensburg Balga, mit ihrem viereckigen Turm trozig nach dem Samland hinüberweisend, ein Denkmal ältester preußischer Geschichte. Hier hatte noch anfangs des 13. Jahrhunderts die Heidentheste Honeda gestanden, eine der „fürnehmsten Festungen der alten Preußen“, wie die Chronik meldet, denn die Heiden verstanden es vortrefflich, wichtige Punkte mit ihren Wallburgen zu besetzen. Diese stellten ein rundes Erdwerk um einen hohen, weitästigen Eichbaum dar, der mit seiner Krone eine turmartige, hohe natürliche Warte bildete. Ein tiefer Graben umgab das Werk, an dessen Rand sich eine hohe Palisadenwand erhob, durch die nur ein schmaler, bewehrter Eingang führte. Im Innern dieses Bollwerks fanden Menschen, Pferde und Vieh der Umgegend in Kriegszeiten gesicherte Aufnahme und Obdach in niedrigen Hütten.

Der deutsche Ritterorden, der nach der Eroberung des Kulmer Landes an der Weichsel im Jahre 1237 seinen Siegeszug unter dem Landmeister Poppo von Osternaw, dem nachmaligen Hochmeister, nach Natangen und Ermland ausdehnte, hatte große Mühe, sich in den Besitz dieser Wallburg zu setzen, die nach der Landseite durch weite Sümpfe geschützt war. Er ließ zu Thorn und Kulm Schiffe bauen und zog damit vor Honeda, belagerte sie zu Wasser und zu Lande und setzte den Belagerten so zu, daß ihr Hauptmann Codruno, durch eine Sonnenfinsternis erschreckt, mit dem Landmeister verhandelte, um unter der Zusage des freien Abzuges die Feste verlassen zu können. Der Landmeister aber stellte die Bedingung, daß alle gefangenen Preußen sich taufen lassen und den christlichen Glauben annehmen sollten, was die Preußen jedoch ausschlügen. Codruno, der sie mit vielen Worten und Güte überreden wollte, wurde von den eigenen Leuten erschlagen. Als das der Landmeister vernommen hatte, ließ er mit ganzer Macht die Feste von allen Seiten aufs Neue bestürmen, bis er sie erobert und alle Preußen darin umgebracht hatte. — Das verdroß die benachbarten Heiden. Aus Furcht, daß der deutsche Orden hier Wurzel fassen würde, machte sich der Ermländer, Hauptmann Phopso, mit seinem Kriegsvolk auf und zog gegen Balga, um die Ordensbrüder herauszulocken und draufen mit ihnen zu kämpfen. Als er aber etwas zu unvorsichtig nahe an die Feste herankam, wurde er von einem Pfeil durchbohrt. Nun standen die Preußen von ihrem Plan

ab und beschlossen, die Deutschen auszuhungern. Zu diesem Zweck errichteten sie gegen Balga eine andere Feste und nannten sie Partigal, von der aus sie vom Haff und der einen Landseite her alle Zufuhr und Entsaß abschneiden konnten. Auf der anderen Landseite konnte niemand ungesiehen die Feste verlassen, da sich davor ein tiefer Morast erstreckte, über den die Deutschen eine Brücke geschlagen hatten, an deren Zugang eine Bastion errichtet war. Lange dauerte die Belagerung, so daß die Eingeschlossenen in große Not gerieten. Da kam Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg mit 700 Reisigen einem Gelöbnis zufolge ins Land, sammelte alle wehrhaften Männer aus dem Ordensgebiet um sich und zog zum Entsaß Balgas heran. Es gelang ihm mit vieler List, unbemerkt einen Boten mit der Weisung in die Feste zu schicken, daß zu einer gegebenen Zeit die Belagerten ausfallen sollten, während er die Heiden von rückwärts überraschen wollte. So geschah es. — Die überraschten Preußen, die die Hilfe der Sachsen der Zahl nach erst unterschätzten, gaben schließlich den Widerstand auf und wandten sich zur Flucht, auf der sie fast gänzlich vernichtet wurden. Darauf ergab sich auch die Feste Partigal ohne Schwertstreich und wurde dem Erdboden gleichgemacht. So war Ermland, Natangen und Barthén durch die Hilfe Herzog Ottos dem Orden untertan gemacht und wurde zum Christentum bekehrt.

Als ein neues Bollwerk gegen die Preußen, die immer wieder abfielen, und zugleich als Ausgangspunkt für weitere kriegerische Unternehmungen gegen die noch unbekehrten Sämäler wurde nun Balga von 1240 bis 1252 als Ordensburg ausgebaut. Aus der rohen Wallburg wurde eine stolze Swingburg, die wohl jedem Ansturm der Feinde zu trocken wähnen konnte. Leider sind gerade die ältesten steinernen Burgbauten durch ihre frühzeitige Zerstörung vernichtet worden, aber auch die wenigen noch vorhandenen Baureste geben noch einen guten Anhalt für den Forscher, so daß eine Rekonstruktion der Burg Balga möglich geworden ist. Alle Ordensburgen jener Zeit sind nach einem bestimmten Baustil nach feststehenden, den Bedürfnissen des Ordens entsprechenden Grundsätzen gebaut. So konnte ein Modell nachgebildet werden, das ein ganz getreues Bild des damaligen Baues gibt. Es war der gotische Baustil, der von den Ordensrittern auf den Kreuzzügen übernommen wurde und sich nach 1200 in den Backsteinbauten damaliger Zeit zu erkennen gab, und zwar nicht in architektonischer Feingliederung, wie er sich in den Kirchenbauten des westlichen Deutschlands zeigte, sondern auf Massenwirkung berechnet, von größter Strenge und Schlichtheit der Gliederung, kräftig in seinen Formen, kühn in seinen Verhältnissen, ohne der künstlerischen Note zu entbehren.

Eine solche Bauweise entsprach der Einfachheit und Strenge der Lebensführung, die der Orden von seinen Brüdern als oberste Tugend verlangte.

Aus der steilen Uferhöhe wuchsen die mächtigen Futtermauern empor, aus rohen Granitblöcken und Mörtel zusammengefügt, unersteigbar vom Meere her. Darauf erhob sich der starke rote Backsteinbau in geschlossenem Viereck, dessen nach dem Wasser hin gelegene Seite das Haupthaus mit hohem Spitzdach und Dänsker einnahm. Im Haupthaus, das nur aus wenigen spitzbogigen Fensteröffnungen ein spärliches Licht erhielt, lag die bescheidene Wohnung des Komturs von Balga. An der südlichen Giebelseite des Hauses reckte ein stolzer Bergfried sein von ausspringendem Zinnenkranz gekröntes Haupt empor und gestattete einen weiten Rundblick über See und Land. Die anderen Seiten des Vierecks wurden von Gebäuden eingenommen, die den Kapellensaal, den Remter und den Kapitelsaal enthielten. Letzterer öffnete sich nach dem Hofe zu einer gedeckten Wandelhalle, in der sich die Ritter bei schlechtem Wetter ergehen konnten. An der Nordseite wurde das Viereck durch das Torhaus abgeschlossen, durch das man auf einer hölzernen Pfahljochbrücke über den breiten und tiefen inneren Graben, dessen Wände steil gemauert waren, auf den geräumigen Parchan gelangte, einen Hof, der den Rittern als Sammel- und Übungsplatz diente. Ställe und Speicher schlossen sich an die starken bewehrten Ecktürme und in der Nordostecke ragte die Kirche mit spitzem Türmchen empor, ein weit über das Haff und Meer hin sichtbares Wahrzeichen des christlichen Glaubens. Sämtliche Gebäude hatten nach außen Schießscharten und Wehrgänge, von denen aus ein Ueberschreiten des Vorgrabens, über den eine Zugbrücke ins Freie führte, gehindert werden konnte. —

Diese steinernen, nur durch wenige Lichtöffnungen unterbrochenen Mauerfluchten machten von außen einen düsteren, unfreundlichen Eindruck und zeugten von der Anspruchslosigkeit ihrer Bewohner, denen die Ordensregel alle Bequemlichkeit versagte und mit dem Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams die Pflicht auferlegte, allezeit zum Kampf im Dienst der heiligen Jungfrau gerüstet und bereit zu sein, ihr Leben für das Kreuz hinzugeben.

Heute sind außer den Fundamenten nur noch wenige Mauerreste vorhanden. An die Ruinen, die so viel von einer ruhmreichen deutschen Geschichte zu erzählen wissen, schließt sich heute das Gut und der Flecken Balga an, von dem der Fremdenführer nichts mehr zu sagen weiß, als daß er eine evangelische Kirche und 850 Einwohner aufzuweisen hat. Für den aber, der mit seinem Ohr den

Stimmen der Vorzeit zu lauschen vermag, für den reden die Steine
eine beredte Sprache.

*

Eine halbe Stunde von Neuhäuser durchquert die Chaussee nach Fischhausen eine starke Senke, das frühere Seetief, das Haff und Ostsee verband. Zum Schutze dieser Wasserstraße hatte der deutsche Ritterorden während seines Kampfes gegen die heidnischen Sammländer eine starke Burg gebaut, deren Mauerfuß dicht bis an das Wasser von Haff und Seetief heransprang, noch heute ein achtunggebietendes Wahrzeichen von der Besitzergreifung des Samlands durch den Orden, wie es jetzt noch als trostige Ruine in seinem roten Backsteinbau massig über die Baumwipfel hinwegragt. — Lochstedt oder Wittlandsort, wie es in der ersten Zeit seines Bestehens noch genannt wurde, ist zu Seiten des Landmeisters Ludwig von Baldersheim im Jahre 1264 mit der Burg Schönwick, dem jetzigen Fischhausen, zugleich erbaut worden. Thadem stand hier die Herrenburg des Wittlings Lankstite, eines preußischen Edlen. Später wurde es der Sitz eines Pflegers und des Bernsteinmeisters. — Die im Jahre 1311 beginnende und 1395 völlig beendete Versandung des Seetiefs nahm der Burg ihre erste Bestimmung, doch blieb sie Sitz der genannten Ordensbeamten. Ihre Lage auf einem Hügel am Haff sicherte ihr dauernde Wichtigkeit im Kriege. Sie wurde 1422 der Aufenthaltsort des neun Jahre vorher seines Amtes entsetzten Hochmeisters Heinrich von Plauen. In einem ihrer hohen Gemächer entschlief er 1429 als Pfleger der Burg, wie es Ernst Wichert in seinem berühmten Roman „Heinrich von Plauen“ so ergreifend geschildert hat. Seiner Leiche wurden die hochmeisterlichen Ehren erwiesen, indem man sie in die Gruft der Marienburg überführte. — Die letzte Ordenszeit versetzte auch diese Burg, die durch ihre innere bauliche Einrichtung eine der Schönsten genannt werden konnte, in Armut und Verfall. Vielleicht veranlaßte dieses den Hochmeister Friedrich von Sachsen, sämtliche Einkünfte auf ihre Erhaltung verwenden zu lassen, und vielleicht stammen von ihm noch die Ausschmückungen her, deren kärgliche Ueberreste sich bis heute erhalten haben. — Das Bernsteinamt blieb daselbst, bis es nach Germau verlegt wurde. Im Jahre 1626 erzwang Gustav Adolf von den hier eingeschlossenen preußischen Regimentsräten die Neutralität.

Von dem Schloß stehen nur noch zwei Flügel, der südliche und der westliche. Ihre Unterhaltung fiel, nachdem das Schloß im Jahre 1805 vererbpachtet worden, dem Besitzer zu, eine Verpflichtung, die ihm eine unerträgliche Last aufbürdete und nicht wenig zum Verfall des Baues beitrug, der unter den kleineren Burgen un-

bedingt die erste Stelle in baukünstlerischer Beziehung eingenommen hat, so daß er vor etwa 30 Jahren bei der Restauration der Marienburg gewissermaßen als Vorstudie für den Leiter derselben, Baumeister Steinbrecht, dienen konnte. Die Freskogemälde, die nach Entfernung der Ueberkalkung an den Wänden des Remters bloßgelegt wurden, finden wir zum Teil in der Marienburg wieder. Auch die noch wohlerhaltene Kapelle zeigt den wundervollen reinen Baustil der damaligen Zeit, wie ihn italienische Baukünstler nach Preußen gebracht hatten. Ihr Bestand ist nur dem Umstand zu verdanken, daß sie die im Jahre 1669 bei einem furchtbaren Sturm eingestürzte Kapelle zu St. Albrecht ersetzten mußte, die in der Nähe der Stelle lag, wo jetzt das schwarze eiserne Kreuz den Ort bezeichnet, an dem der Bischof Adalbert beim ersten Bekehrungsversuch der heidnischen Preußen 997 ermordet sein soll (Tenkitten). Sehr viel hat zum Verfall der Burg die Besetzung durch die französischen Truppen unter Hilaire im Jahre 1807 beigetragen. So bot das ehrwürdige Gebäude ein Bild der Zerstörung, als der Blick der preußischen Regierung darauf gelenkt wurde. Erst als König Friedrich Wilhelm III. das dachlose, moderne Schloß zum Eigentum nahm und seine Wiederherstellung befahl, ist diese altertümliche Zierde unserem Samland in der gut erhaltenen jetzigen Ruine bewahrt geblieben.

Das alte Ordensschloß war ein quadratischer Bau von etwa 45 Meter Seitenlänge, genau nach den vier Himmelsrichtungen gestellt. Der Hof, in dessen Mitte ein Brunnen stand, hatte 35 Meter im Quadrat. An jeder Ecke befand sich ein Turm; der Hauptturm auf der jetzt verschwundenen Nordecke. Nachgrabungen, die die Fundamente und Keller bloßgelegt haben, ergaben unter diesem Hauptturm den Ansatz zu einem unterirdischen Gang, der wohl als Ausfallpforte ins Freie führte. In den beiden erhaltenen Schloßflügeln dienen einige Räume jetzt zu Schulzwecken und als Wohnung für den Kanton, Herrn Daniel, der nun schon 30 Jahre sein Amt verwaltet und bald nach seinem Antritt die Fresken an den Wänden entdeckte, die unter Meister Steinbrechts Leitung von den Malern Klinker und Ebeling freigelegt wurden. Von historischen Räumen werden der Remter und die beiden Gemächer gezeigt, die Heinrich von Plauen bewohnte. Die schönen gotischen Gewölbe des Remters werden in der Mitte von einer Steinsäule, einem Monolithen, getragen. Die Freskogemälde, die in den damals üblichen Farben von Rot, Schwarz, Blau, Gelb und Grün gehalten sind, zeigen der Reihe nach: den heiligen Michael im Kampf mit dem siebenköpfigen Drachen, die Verkündigung Mariä, den Hauptmann von Capernaum, die Auferstehung Christi, Moses, die Gesetzestafeln empfangend, die Opferung Isaaks, die Flucht nach Aegypten und die Kreuzigung

Christi. Neben diesem Remter lag das kleine Schlafgemach Heinrichs von Plauen. Die Fresken zeigen hier die Geburt Christi und den Ritter Georg, den Drachen tötend. Daran schließt sich ein größerer quadratischer Raum, das Wohngemach Heinrichs, in dem er ein Jahr gefangen saß. Die Wände schmücken Ritterszenen; über dem größeren Fenster rechts sieht man die Hochmeisterflagge, das schwarze Kreuz in weißem Felde. In der kleinen Fensternische stand wohl eine Bank. Wie oft wird von hier der Hochmeister seine sehnüchtigen Blicke über das Haff zu seinen Füßen haben schweifen lassen, wo sich in blauer Ferne Dorf und Schloß Brandenburg zeigten. Dort lag sein mit soviel Blut wider Polen erkämpftes, heißgeliebtes Preußenland, das er nicht wieder betreten sollte. — Noch wird auch die alte Ordensküche im Erdgeschoß gezeigt, in deren Mitte ein offener, von zwei Säulen gestützter Kamin die Feuerstelle andeutet.

Lochstedt ist mit Inschriften von erhabenen Buchstaben aus gebranntem Ton, wie sie nur bei den Ordensburgen in Preußen vorkommen, reich geschmückt. So sind um zwei Fensternischen an der inneren Schloßhofseite die Inschriften zu lesen: „Benedict si der Name Ihesu Christi“ und „Mase ist ezu allen Dingin gut“, in gotischen Buchstaben. Desgleichen liest man in der Kapelle um eines der Fenster: „Mariä gute habe uns in diner hute.“ Lochstedt ist eine der wenigen Burgen, in denen uns trotz der Wiederherstellung der Geist der Jahrhunderte umweht und uns die Ritterzeit wieder lebendig macht, da in den historischen Räumen alles so geblieben ist, wie es vor 655 Jahren war. Kein Stein ist neu eingefügt. Der Zahn der Zeit hat nicht vermocht, diese Zeugen jener romantischen, für jeden Deutschen so bedeutsamen, herrlichen Ritterzeit zu vernichten. Von dem damaligen Inventar existiert nur noch eine aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehende hölzerne Truhe, die so schwer ist, daß man nicht verstehen kann, wie sie ihrerzeit fortbewegt werden konnte. Sie wird in der Sakristei der Kapelle wie ein Dokument der Ewigkeit gezeigt.

Spruch

Von Martha Hinz

Das Gaukelspiel des Lebens steht wie ein leuchtender Regenbogen auf düsterer Landschaft. — Macht die Farbenpracht die Seele auch trunken, — keine Hand kann sie fassen, kein Fuß kann die Zauberbrücke betreten.

Läßt der Dichter seine goldenen Rosse darüberhin reiten, so geht sein Weg doch durch Dornengestrüpp und Dunkel; — aber aus den tiefen Brunnen seiner Sehnsucht steigen uralte Melodien, deren Wohlklaut die Luft erfüllt. . . .

Der Rabbi und der Tod

Von Hans Frank

Fern im Osten, in einem stickigen Städtchen, lebte in den Jahren 1612—1652 der Rabbi Loew. Zwar ist Kruschwitz — so hieß der Ort, welcher ihn auf seiner vierzigjährigen Wanderung aus der himmlischen Heimat in die himmlische Heimat hienieden herbergte — westlich der Weichsel gelegen. Aber es hat sich dennnoch seit altersher nicht dagegen zu wehren vermocht, daß sich innerhalb seiner Mauerufer unaufhörlich östliches mit westlichem Wesen mischte. Wie der Atem des Ozeans des Narren spottete, der ihm außer seinen gottgesetzten Grenzen menschliche zu ziehen suchte, so spotteten die Wogen des unerschöpflichen Blutes der grenzenden Striche, durch die Menschen — je nach dem Würfelfall der Macht — das Städtchen bald diesseit, bald jenseit des Deutschen zu drängen suchten. Bestand hatte in ihm nicht das Eine, nicht das Andere. Sondern nur das Ineinandergleiten dessen, was sich — solange es um sein Tun wußte — auf den Tod befriedete. Und jene außerweltliche dritte Macht, wider welche die Beherrscher der beiden irdischen Gewalten immer aufs Neue mit dem Schwert wüteten: der Gottglaube der jüdischen Gemeinde.

Als Rabbi Loew ihr Anwalt vor dem Richterthron Zebaoths geworden war, umfaßte sie von den sechshundert der Stadt nahezu zweihundert Seelen. Deren Eifer um das Ewige wuchs, von ihm unermüdlich betreut, über den Glaubenseifer der Väter und Vorfäder noch ein Beträchtliches hinaus. Rabbi Loew aber vermeinte, daß er Jahr um Jahr bedrohlicher karge und kränkle. Gleich einem alternden Baum, der zwar durch seine prunkende Fruchtfülle den am Zaun Vorübergehenden noch immer Ruse des Erstaunens ablockt, dem Gärtner aber, dem allein das Maß gegeben ist, das Herz zusammenkrampft; gleichviel, ob er der verwichenen oder der kommenden Zeiten gedenkt. Denn Rabbi Loew war ein eifervoller Mann. Tag und Nacht saß er über die heiligen Schriften gebeugt und hielt abwägend das Einst und das Heut in seinen gekrampften Händen.

Da in den Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege die Pest auf ihrer sommerlichen Wanderung von Osten nach Westen Kruschwitz zur Rast erwählte und einige der Gläubigen — nicht mehr als der Ungläubigen auch — zur Wegzehrung mit sich nahm, sah Rabbi Loew darin ein flammendes Menetekel. Das nächste Jahr, verkündete er der gebetgekrümmten Gemeinde, werde die Krankheit bei ihnen sich festsetzen und, wenn sie bis dahin nicht so stark in ihrem Glauben geworden wären, daß sie die Augen ohne Scham auf-

zuheben vermöchten zu den heimgegangenen glaubenstrozzenden Vätern, sie Alle niedermezeln. Alle! Auch ihn! Den der Ewige nicht verschonen könne. Weil auch er den Vätern im Glauben nicht ebenbürtig wäre. So daß sein Herz erzittere bei dem Gedanken an die grenzenlose Gnade, die ihn würdige, mit Menschenworten in die Maschen des Zukunftsnetzes zu greifen und sie, wenn ihm Hilfe von ihnen Allen komme, zu zerreißen. Damit sie sich nicht darin verfangen als des Todes billige Beute.

Das Jahr ging fort. Der Winter wich von ihnen. In den Wochen der Leere, die er hinter sich ließ, weil der Sommer seinem Abzug misstraut und noch nicht wagte, den Frühling als Boten vor sich herzusenden, saß Rabbi Loew während der letzten Stunde eines Apriltages über den heiligen Schriften, suchte und sann, sann und suchte. Das Passahfest war nahe. Schon lag sein Schatten über der Gemeinde und ließ alle Herzen erschauern. Am tiefsten das horchende Herz des Rabbi Loew.

Warum — fragte dieses Herz in die Nacht hinaus — warum war der Todesengel, der alle Erstgeburt im Lande der Aegypter schlug mit der Schärfe des Schwertes, von dem ältesten Sohn Pharaos an, der auf goldenem Stuhle saß, bis auf den ältesten Sohn des Gefangenen, der auf der Erde hockte — warum war der Todesengel an den Häusern der wanderbereiten Väter vorübergegangen? Und Antwort kam aus dem Dunkel: Nicht weil sie ungesäuert Brot aßen, nicht weil sie ein Schaf schlachteten! Daß die Väter ein Büschel Myop in das blutige Becken tauchten und die Ueberschwelle samt den zweien Pfosten ihrer Haustür damit bestrichen, nicht war es rettende Tat. Ein Zeichen war es für den unwissenden Boten des allwissenden Ewigen, daß hinter der blutbestrichenen Tür Gläubige wohnten, gehorsam den Weisungen Gottes bis auf den winzigsten der Buchstaben. Denn das Volk der Väter war erfüllt vom Glaubengehorsam, wie der Menschenleib erfüllt ist von dem Blut, welches in sich das Leben trägt, daß nicht das winzigste seiner Körperteilchen einen Tag lang zu bestehen vermag, wenn das Blut nicht mehr den Weg zu ihm findet.

In der Ferne verkündete der Wächter die mitternächtige Stunde. Rabbi Loew vernahm es nicht. Frage um Frage sandte sein suchendes Herz aus und harrte der Antwort.

Was hatten den Vätern die heiligen Zeichen genützt, als der Gehorsam aus ihnen geschwunden war? Hinweg hatten sie müssen! Hinweg Mann und Weib! Hinweg Reich und Arm! Hinweg allesamt! So daß nicht Einer derer, die über zwanzig Jahre zählten, da sie wider den Herrn murrten, das verheizene Land mit seinen Füßen betrat, sondern ihre Leiber in der Wüste verfielen, der Sonne und den Geiern zum Fraß. Wie also sollte Gott Erbarmen

haben mit der Gemeinde, deren Seelen er ihm überantwortete? Was war der Glaube denen, die Tag um Tag den Schäzen dieser Erde nachtrachteten, anderes als ein Gewand, das sie an den Feiertagen überwarfen, sich und ihn zu täuschen! War Solches seinem Blick nicht verborgen, wieviel weniger den Augen Dessen, der alle Dinge sieht! Der Tag des Gerichtes war nah! Wenn in diesem Jahr wiederum die Pest auf dem Wanderwege von Osten nach Westen gen Kruschwitz gelangte, so würde sie nicht weiter-schreiten, ehe Alle niedergemehelt waren und ihrem Messer nichts zu tun mehr übrigblieb. Wo war Rettung? Wie mußte das Opfer beschaffen sein, das neue Opfer, das dem Ewigen ein Zeichen war, ein Zeichen des Wandels? So daß er seinem Boten Befehl gab: Wo solches Zeichen Dir blutrot entgegenflammt — geh vorüber an selbiger Gemeinde! Denn sie steht gehorsam mitten in dem Strom des Glaubens, um dessentwillen ich ihrer Väter schonte, als ich die Erstgeburt der Aegypter schlug.

In diesem Augenblick sprang ein gellender Lichtschein durch das unverschlossene Fenster des Eifernden. Der fraß das Flämmchen auf seinem Tisch. Für Sekunden war auch das heilige Buch verschwunden. Dann lag es plötzlich wieder da. Und seine Schriftzeichen schrieen schmerzlicher noch als bislang: Opfer — Opfer —!

Der Rabbi Loew erhob sich, ging ans Fenster und sah hinaus, um zu erkunden, wo der Lichtschein ausgebrochen war, der das flackernde Flämmchen auf seinem Tisch gefressen hatte, aber des heiligen Buches nicht mächtig geworden war. Da gewahrte er, daß die Synagoge, die jenseits eines finsternen Hoses sich in das Dunkel duckte, inwendig erhellt war, als ob die Gemeinde das Fest beginnen wollte und nur noch seiner Worte wartete. Sollte sein Rufen in den Herzen der Säumigen Widerhall gefunden haben, daß sie sich um Mitternacht in der Betshule versammelt hatten, um nicht eine Stunde länger zu warten mit der Wandlung, die allein sie vor dem Drogenden erretten konnte? Schon wollte der Rabbi das heilige Gebetgewand anlegen, daß er in ihm vor die Gemeinde hinträte und ihre Wünsche mit seinen Worten zu dem Thron des Ewigen trüge. Doch dann schüttelte er den Kopf, ließ es unangerührt, nahm nichts an sich als ein Bund Schlüssel und schritt aus dem Hause hinaus, um nachzusehen, wer um Mitternacht die Lichter im Gottes-hause angezündet hatte.

Auf den Zehen schllich Rabbi Loew über den lichtbebrückten Abgrund des Hoses. So geräuschlos, wie es das rostige Schloß nur zuließ, öffnete er die Tür der Synagoge. Wer anders konnte sich drinnen aufzuhalten als ein Dieb! Aber würde ein Dieb das Licht in die Nacht hinausschreien lassen, daß er im Gotteshause sein teuflisches Handwerk trieb? Wenn er den finsternen Vorraum durch-

tappt hatte, würde er Antwort erhalten. Als Rabbi Loew die Innentür der Synagoge aufgeschlossen und behutsam geöffnet hatte, entfielen die Schlüssel seinen Händen.

Vor der Estrade in der Mitte der Synagoge kniete ein Mann. Der weckte auf den Steinstufen ein blinkendes Messer. An dessen Spitze hing ein großer, glühender, giftgelber Tropfen. Der Mann mochte das Messer beim Wezen hin- und herreissen, soviel er wollte, mochte seine Schneide prüfen, mochte es mit triumphierender Drohung gen Himmel zücken — der Tropfen sprang nicht ab von der Spitze des Messers.

Da wußte Rabbi Loew, daß er dem Engel des Todes im Rücken stand. Und auch: welches die Krankheit war, die der unverschüttbare gelbe Tropfen in die Leiber senkte, die der Unheimliche mit seinem Messer rißte.

Wie abwenden von der Gemeinde? schrie es in dem Rabbi Loew, der in dem Augenblick, wo die Gefahr da war, alle zornvollen Worte, die er in der Synagoge den vergeblich Gewarnten in die Gesichter schleuderte, vergessen hatte. Wie abwenden? Das Opfer! Das neue Opfer!

Rabbi Loew fiel auf die Kniee und erhob Augen und Herz und Hände zu Dem, von welchem allein Hilfe kommt.

Als seine Augen wieder auf die Erde heimkehrten, gewahrte er, daß vor dem Engel des Todes von dem Tisch, der bei den Gottesdiensten der Vorlesung aus den heiligen Büchern diente, eine lange Papierrolle herabhing. Der Schleifende sah zwischendurch immer wieder in sie hinein und ließ den Zeigefinger seiner Linken, indessen sein Mund unverständliche Laute murmelte, Wort um Wort heruntersteigen.

Rabbi Loew schlich näher, um zu erkunden, was es mit der herabhängenden Papierrolle auf sich habe. Das Geschrei des geweckten Messers verdeckte das Geräusch seiner Schritte. Plötzlich hörte der Geduckte aus dem Munde des Todesengels den Namen einer Mutter seiner Gemeinde. Da wußte er: Die Liste der Gezeichneten! Name um Name standen sie dort auf dem Papier vor dem Wezenden geschrieben. Und nur wer da geschrieben stand, durfte von ihm mit dem Tropfennmesser gerichtet werden. Und auch die Reihenfolge war dem Todesengel vorgezeichnet. Denn wenn Rabbi Loew die Zeichen auf der Rolle zwar noch nicht zu lesen vermochte — er war dem Grausigen nun doch so nahe geschlichen, daß er erkennen konnte: säuberlich war Name unter Name gereiht. Wie jetzt noch der Finger, so würde bald das Messer des Todesengels die Namentreppen hinabsteigen. Einmal nur! Dann war sein Werk getan.

Rettung! keuchte der Atem des Rabbi Loew, Rettung! Rettung!! indessen er sich näher und näher an den Todesengel hinanschlich. Der hielt mit dem Schleifen des Messers inne. Prüfte erneut, indem er seinen Daumen darüber hingleiten ließ, die Schneide. Er mußte es nun endlich doch zufrieden sein. Denn er stand auf und legte das geschärfste Messer, ohne den Tropfen an seiner Spitze zu gefährden, auf den Tisch. Dann nahm er die Liste in seine Hände und begann, die Namen vor sich herzumurmeln. Wie ein Schulbube, der eine Folge von Worten trotz aller Mühe nicht in sich hineinzuzwängen vermag. Name um Name — einer ihm vertraut, einer ihm lieb wie der andere — vernahm der Näherschleichende aus dem Munde des Todesengels.

Rettung! keuchte der Rabbi Loew, Rettung! Nun nicht mehr mit dem Atem seiner stoßenden Brust. Sondern, ohne daß er dessen inne wurde, mit den Worten seines Mundes.

Plötzlich tauchte ein Ruf des Herankriechenden aus dem Gemurmel der Namenwellen auf. Rabbi Loew gewährte es. Das Blut drohte, ihm in den Adern zu gerinnen. Er griff, als ob man den Hauch seines Mundes mit Fingern fassen könne, mit den Händen zu, um ihn in sich zurückzureißen. Zu spät! Auch der Todesengel hatte das Auftauchen des Rettungsrufes gewahrt. Ohne die Liste auf den Göttestisch zurückzulegen, wandte er sich um, daß er sähe, wer es wagte, ihn bei seinem Vorhaben zu stören. Da er den emporschleißenden Mann nahe vor sich erblickte und ein Zweifel nicht mehr möglich war, daß er sich im nächsten Augenblick auf ihn werfen und mit ihm auf Tod und Leben ringen werde, griff der Bedrohte hinter sich nach dem Messer, um es in seinen Widersacher zu stoßen und ihm als Ersten, gleichviel ob er auf der Opferliste stand oder nicht, die tödliche Krankheit ins Blut zu senken. Dabei entfiel die Namenrolle seinen Händen. Sie sehen, ergreifen, aufheben und mit ihr entfliehen — schneller gelang es dem Rabbi Loew, als die Hand des Todesengels das Giftmesser auf dem Tisch hinter sich ertastet hatte. Der Ueberrumpelte riß, als er die Gefahr erkannte, die seiner Liste drohte, die Hände wieder vor sich, um dem Rabbi seine Beute zu entwinden. Aber nur noch einen winzigen Zipfel vermochte er zu erhaschen. Schon rannte Rabbi Loew mit der Namenliste davon. Er warf die Tür ins Schloß. Sperre ab. Eine zweite Tür krachte. Wieder schrie ein Schlüssel. Noch immer nicht wagte der Rabbi Loew aufzuatmen. Er rannte über die Lichtbrücke des Hofes zu seiner Behausung. Riegelte ab. Als er an das Fenster seines Gemaches trat, um es zu schließen, erlosch in der Synagoge das Licht. Da gab der Rabbi Loew seinen gefangenen Atem frei. Lange stand er mit wogender Brust am geöffneten

Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. Kein Laut, obwohl er nur noch Horchen, vernehmbar! Keiner außer dem Lied seines Atems, das sich langsam aus der Schwere zur Leichte, aus der Angst zur Ruhe, aus der Not zum Jubel durchdrang.

So frei wurde Rabbi Loew in sich, daß er davon absthand, die Fenster zu schließen. Wie jenseit der Mitternacht, so saß er diesseit der Mitternacht bei offenem Fenster und las, als er die Kerze entzündet hatte, las, las — Nun nicht die heiligen Schriften, sondern die lange Liste, die er dem Engel des Todes entrissen hatte.

Es war, wie er verkündete. Der Engel des Todes hatte den Auftrag gehabt, die ganze Gemeinde niederzumeheln. Keiner, dem er nicht den Pestropfen, der sich nie verzehrte, soviel er auch von sich hingab, ins Blut senken sollte. Keiner! Da standen sie Namen für Namen. Keiner aus der Gemeinde, der über zwanzig Jahre zählte, fehlte. Keiner! Keiner! Es war wie er verkündete.

Und Alle hatte er gerettet. Als er aufjubeln wollte: Alle!, erschrak Rabbi Loew bis ins Herz seines Herzens. Denn da er zum zwölftenmal die Totenliste überlas, gewahrte er, daß an ihrem unteren Rande ein Streifen abgerissen war. Der mußte zwischen den Fingern des Todesengels zurückgeblieben sein. Schmal konnte er nur sein. Denn wenn er aus der Hand des Zupackenden herausgehängen hätte, würde es seinem Blick nicht verborgen geblieben sein. Aber wie wenig brauchte es für einen Namen! War sein Werk getan, wenn er zwei, drei, wenn er auch nur Ein Opfer dem Todesengel nicht entrissen hatte?

Rabbi Loew begann erneut, die Liste zu überprüfen. Er zählte, zählte.... Zermarterte sein Hirn. Riß die Glieder seiner Gemeinde im Geiste vor sich hin. Nein, er hatte sein Werk nicht unvollkommen getan! Hatte vollbracht, was ihm oblag. Nicht Einer derer, die über zwanzig Jahre hienieden waren, fehlte. Einer um den Anderen, insgesamt sechsundsiebenzig Seelen, standen sie vor ihm verzeichnet. Keiner fehlte. Keiner! Nur den unbeschriebenen unteren Rand der Opferliste hatte er in der Hand des Todes zurückgelassen. Alle waren gerettet! Alle! Alle!!

Wenn das Fest begann, wollte er mit der Liste an den heiligen Tisch in der Synagoge treten. Sie den immer noch Unerstürtterten, immer noch Ungewandelten zeigen. Berichten von dem Erlebnis dieser Nacht. Name um Name ablesen von dem Blatt in seiner Hand in der Reihenfolge, darin ihnen das Ende gesetzt war. Und zum letztenmal die Schneide seines Wortes in sie stoßen: „Wandlung! Wandlung!!“ Daß sie aufschrien im erneuten Gelöbnis. Und wieder gleich den Vätern würden. Wenn sein Wandlungsruft sie nicht durchdrang — sei es, daß seine Worte stumpf waren, sei es,

dß sie Panzer der Unempfindlichkeit trugen —, dann, wollte er drohen, dann würde der Engel des Todes übers Jahr wiederkommen mit einer Liste, auf der auch die Unmündigen nicht fehlten. Und niemand auf Erden würde sie seinen Händen entreißen können, wie diesmal —.

Diesmal —? Ja, es ließ sich, wenn er solches Vorhaben wahr machte, nicht vermeiden, daß er von seiner Tat sprach. Möchte er die geringsten Worte herbeirufen, möchte er alles, was geschah, auf die Gnade Gottes abwälzen — die Gemeinde würde nach dem Nahen greifen, um des Fernen, das sie nicht zu fassen vermochte, einen Abglanz in Händen zu halten. Würde ihn rühmen, ihn bejubeln, ihm danken, vor ihm auf die Knie fallen, ihn anbeten. Wer aber war er, daß er solchem gotteslästerlichen Unterfangen Wind in die Segel blies auch nur mit einem Hauch seines Mundes?

Da überlas Rabbi Loew zum letztenmal die Liste, die er dem Engel des Todes entrissen hatte, sorgsam, Name für Name, und als er abermals sich vergewissert hatte, daß ihrer, obwohl ein Stücklein am unteren Ende abgerissen war, nicht Einer fehlte — nicht Einer! — hielt er sie über die Kerze und ließ sie von den Flammen fressen.

Vom Strahl der Morgensonne wurde das Haupt des Rabbi Loew, das auf seine Arme gesunken war, hochgerissen. Er sprang auf, um in die Synagoge, aus der zur nächtlichen Stunde Licht hervorbrach, zu stürzen und dem Todesengel sein Handwerk zu legen. Doch da gewahrte er, daß es Tag geworden war, und vermeinte: Ein Traum habe ihn genarrt und sein Schritt wäre zur Nacht nicht über die Schwelle seines Hauses gehastet. Als er den Kopf über seine unsinnige Müdigkeit zu schütteln begann, erblickte er den Aschenhaufen vor sich auf dem Tisch. Da griff er, halt zu finden, nach dem Stuhl. Sah in die Sonne, bis in seinen Augen wieder Nacht wurde. Und als er erkannte, was sich begeben hatte, ließ er sich auf seinen Sitz am Fenster sinken. Da das Sehen seinen Augen zurückkehrte, griff er in den Aschenhaufen und streute, was von der Liste verblichen war, in den Hof hinaus, daß der Wind es von dannen trüge und niemand je es fände.

Dann löschte Rabbi Loew die schwelende Kerze, beugte sich über das heilige Buch, suchte und sammelte, sammelte und suchte —

Derweil hatte der Engel des Todes sich zu dem Richterstuhl des Ewigen aufgemacht. Im selben Augenblick, da Rabbi Loew im Morgensonnenchein seine Kerze löschte, trat er vor ihn hin und begann von seinem Mißgeschick in der Synagoge zu Kruszwitz zu berichten.

„Ist nichts von der Liste in Deiner Hand verblichen?“ fragte der Herr.

Doch, antwortete der Engel des Todes. Er habe sie am letzten Zipfel gepackt. Da er nicht losgelassen hätte, sei die Liste zerrissen. Ein Streifen sei in seiner Hand verblieben. Der da.

„Beschrieben oder unbeschrieben?“

„Beschrieben!“ jubelte der Engel des Todes.

„Wieviel Namen drauf?“

„Einer!“

Auch das grimmiger Jubel.

„Der lautet?“

„Rabbi Loew!“

Da stockte der Atem der Ewigkeit, bis wieder ein Wort aus dem Munde des Herrn kam. Dieses Wort: „Wies geschrieben steht, soll es gelten. Gehe hin, schone der Gemeinde und tue dem Rabbi Loew noch heute nach meinem Wort.“

Als der Engel des Todes mit rachgieriger Wut zur Erde hinabfahren wollte, um seinem Widersacher, dem Rabbi Loew, das Messer mit dem glühenden gelben Tropfen ins Herz zu stoßen, erhob der Engel mit dem feuerflammenden Schwert, der zur Rechten Gottes steht, die Hand, daß er noch verziehe, und wandte sich zu dem Herrn mit den eisernen Worten: Für die todüberwindende Tat verdiente Rabbi Loew durch eine ewige Belohnung aus der Menschenmenge hoch hinausgehoben, nicht aber durch die Strafe des alleinigen Opfers erniedrigt zu werden.

Da kehrte Gott der Herr sein fragendes Gesicht dem Engel mit dem Palmenzweige zu, der, seinem Herzen nahe, zu seiner Linken steht. Und der Friedensengel sagte, indem er seine Augen zu der Erde hinabsandte: „Das Opfer ist nicht Strafe, sondern Lohn. Nichts hebt höher hinaus über die Erde, denn dies: als Einziger von Allen seiner Gnade teilhaftig werden.“

Gott der Herr nickte zustimmend.

Und wieder wollte der Engel des Todes zu der Erde heimkehren und dem Rabbi Loew nach dem Willen des Ewigen und nach dem seinen tun.

Der Schwertengel schlug vor: Wenn es denn sein müsse, daß seine heldische Tat ihn nicht vom Tode errette, so sollte die Opferung des Rabbi Loew bis nach dem Feste aufgeschoben werden. Daß er noch einmal das Passahfest halte mit seiner Gemeinde.

Dem stimmte der Herr zu.

Der Engel des Todes mußte mit seiner Rache verziehen.

Und der Rabbi Loew hielt zu Kruszwitz, das fern im Osten gelegen ist, da, wo westliches und östliches Wesen sich mischen, ein Passahfest ab, wie keines vordem. Die Gemeinde, die ihr Tag und Nacht über die heiligen Schriften gebeugt sah, erwartete, zur Erde

gekrümmt, Donnerworte aus seinem Munde, die heftiger als je ihre Herzen erschütterten. Aber da er die Stimme erhob, flügelten Worte des Friedens über sie hin. Von dem ewigen Jerusalem kündete Rabbi Loew, der Stadt mit den goldenen Tinnen, darin Friede und Freude herrscht, keine Krankheit umgeht und man den Tod nicht kennt, wie auf dieser düsteren Erde.

Die Verwunderten hoben Einer nach dem Andern ihre härtigen Häupter vom Boden auf und sahen den Worten ihres verwandelten Rabbis nach. Wie man goldgeränderten Wolken nachsieht, die im Blau des Himmels zergehen.

Als das Fest vorüber war und Rabbi Loew wieder am Fenster seines Stübchens um die mitternächtliche Stunde sinnend saß, trat der Engel des Todes vor ihn hin.

Was er von ihm wolle? forschte der Unverwirrte. Die Opferliste besitze er nicht mehr. Der Flamme, der dort, habe er sie geschenkt.

Der Engel des Todes gab ihm als Antwort den Sezzen, der bei dem Ringen am Gebettisch der Synagoge in seiner Hand verblieben war.

Da erkannte Rabbi Loew: so oft er auch die Opferliste überprüfte, Mal um Mal hatte er falsch gezählt. Denn sich hatte er vergessen.

Und er bat den Engel des Todes, daß er ihm täte nach dem Geheiß Dessen, vor dem wir alle — Kaiser und Bettler, Christ und Jud, Engel und Teufel — kümmerliche Knechte.

Der Engel des Todes hob das Messer mit dem großen, glühenden gelben Tropfen und senkte es — ohne Hast — dem Ewigkeitbereiten in das hingehaltene Herz.

Am andern Morgen sahen Vorübergehende, deren Gruß unerwidert blieb, daß Rabbi Loew nicht mehr vor sich nieder in das heilige Buch, sondern über sich hinaus in das Angesicht Gottes blickte.

Als man ihn entkleidete, fand man auf seinem Herzen eine brandige Beule.

Da wußte die Gemeinde, daß in der verwichenen Nacht wieder einmal, auf dem Wege von Osten nach Westen, die Pest ihr Städtchen passierte. Warum sie aber den, der allein von ihnen ein göttliches Leben geführt, den, der sich längst in den heiligen Stand der Väter, die den Tod nicht sahen, hinaufgehoben hatte, mit sich nahm, das vermochte niemand zu erdenken.

Und tiefer zur Erde krümmten sich die Rücken der Ratlosen.

Rundschau

Hans Franck als Lyriker und Erzähler

Von Willibald Omankowski

Nach vieljähriger Wanderschaft ist Hans Franck nun in seine Heimat zurückgekehrt, der er ja eigentlich auch während seines Fernseins niemals untreu geworden war. Nun hat er in dörflicher Abgeschiedenheit am Schweriner See sein Heim aufgeschlagen, das der Jubel zweier holder Kinder noch heimischer macht. In der Seele, die getrieben, geheizt von Enttäuschungen und Misshelligkeiten mancher Art sich nach diesem Einkehr- und Heimkehrfrieden so gesohnt hat, wird nun das alles ruhig, fest und klar, was durch diese Seele gegangen in der Zeit heller und dunkler Wanderschaft, und wie ein Baum, der in das ursprüngliche, seiner Gattung zukommende Erdreich zurückverpflanzt ist, sich entfaltet zu vollem Wachstum und Blühen, schenkt Franck uns nun aus seiner Heimat Stück um Stück seiner gesammelten, ernsten, deutschen Kunst.

Bereits vor vier Jahren habe ich mich an dieser Stelle mit dem Drama Francks beschäftigt*). Der Dichter ist seitdem den Danzigern öfter begegnet, teils in seinem Werke, das die hiesige Bühne mit erfreulichem Eifer pflegt, teils hat er Gelegenheit gehabt, mit seinen Dichtungen persönlich zu uns zu sprechen. Das dichterische Werk Hans Francks ist inzwischen so beträchtlich geworden, sein Name hat sich künstlerisch so gefestigt, daß es geboten erscheint, auch dem Schaffen des Erzählers und Lyrikers einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Den Lyriker Franck vernimmt man schon im Drama, namentlich dem der frühen Periode in seiner ganzen eigenwillig-spröden, männlichen Art. Nur der große Schmerz um schweren Verlust, wie er aus dem Buche „Kränze einem Kind gewunden“ spricht, läßt ihn weich-verwehende Liedtöne finden; doch werden sie in der späteren Lyrik immer seltener und lassen erst dann das Profil dieses schweren norddeutschen Grüblers deutlich heraustreten. Von dieser Art ist das Buch der „Siderischen Sonette“, das ein berechtigtes Aufsehen erregte. Es ist alles andere als das übliche Gedichtbuch, und Freunde behaglicher Verse sollten es erst gar nicht in die Hand nehmen. Denn hier gilt es mehr als schöne Beschaulichkeit, hier gilt es den schmerzvoll-stolzen Weg eines Kämpfers im Geist auszudeuten, gilt es die Auseinandersetzungen über die letzten Angelegenheiten der Seele. In etwa siebzig Sonetten, formal ausgereift zu hoher Vollendung, vollzieht sich der Aneinanderkampf zweier Seelen nach Ueberwindung des Körpers. Das ist kein Schürfen und Suchen mehr nach dem geistigen Wie und Warum, das ist Vivisektion der Seelen. Franck zerschneidet hier hart und ohne Erbarmen die Dinge, um zu ihrem Kern und Wesen zu gelangen. Es ist sein (und Hebbels)

* Vergleiche den Aufsatz in den „Ostdeutschen Monatsheften“, 1. Jahrgang, Heft 8.

altes Lieblingsthema: Der Dualismus im Menschen, der Aufeinanderprall von Seele und Leib, das Freiwerden des Körpers durch den Geist.

„Warum müßt ihr das Grenzenlose grenzen?
Warum verhüllt ihr sehend das Gesicht? —
— „Warum seid ihr uns sonnengrelles Licht?
Warum seid ihr nicht sternefülles Glänzen?“

Warum fehlt ihr — mit unseres Glaubens Kränzen
geschmückt — im Reihn, der Ich und Du verflieht? —
— „Warum entreicht ihr uns das Schwere nicht?
Warum tragt ihr uns nicht zu Traumtanztänzen?“

Das ist der Weg nicht: fragend zu zerfleischchen,
die Brücke nicht: vom Anderen zu heischen
was eigene Kräfte nur in euch erzeugen!

— „Das ist das Ziel nicht: vor dem Sturm sich beugen,
den man entfacht. Ihr seid in uns bedroht.
hebt eure Kronen höher in die Not!“

Nicht sogleich gelangt man an den Aderbau dieser Schöpfung (die auch als reine Denkleistung sehr beträchtlich ist), nicht sogleich wird man von der Kunst dieses Verses erwärmt, in der der Dichter beweist, daß das Sonett nicht tot ist, sondern nur der rechten Hand bedarf, um in seiner ganzen Aristokratie des Wuchses, seines Schreitens, seiner Gebärde zu wirken. Doch mit Stille in sich und um sich hört man die Eichen sich beugen im Sturm, sieht man, einen einsamen Menschen ächzen unter der Last seines Menschthums und mit urewigen Fragen den Gott bestürmen, ihn selbst da.

„Gott sprach zu uns durch eines Menschen Mund.
Wer sollte solches Misiklangs nicht erschrecken?! —“

Ganz an die gleichen Zonen grenzt das kürzlich erschienene große Gedichtwerk „Gott gesänge“. Es ist Francks dichterisch reinste Tat. Diese zwölf Rhapsodien (Walter Seifert, Verlag, Stuttgart) stehen in ihrer Art vollkommen einzig da, und schon ein kurzes Verweilen bei diesem Buche gibt Raft und Einkehr, Frieden und reines Beglücktsein. Es umfängt den Leser mit der Weite und Kühle des abendländlichen Domes. Und in der großen feierlichen Stille hebt dann eine Orgel an und rauscht in ehernen Gesängen die Zeugnisse der großen Gottesknechte vorüber, von Abraham über Moses, Hiob, Simson, David bis zum Zimmermann von Nazareth. Sie alle sind Ringende mit Gott, um Gott, und ihr Ruf: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“, birgt nicht nur den Trutz des Kämpfers, sondern auch die Verzweiflung des Unterliegers:

„Den Weg zu ihm? Keiner hat ihn erlebt, erdacht,
erjubelt, erschmerzt. Es gibt keinen Weg zu Gott.“

Das ist das Große, Einzige dieses Rhapsoden Franck, daß er die furchtbare Tragik dieses ständigen Von-Gott-Abgewiesenwerdens zu tief wehem Erklingen bringt. Es weht eine unheimlich dünne Höhenluft um diese Riesen der Menschheitsgeschichte, die, angetan mit dem „Schöpfungsmantel Gottes“, dennoch niemals weiter gelangen, als bis vor eine stumm verschlossene Tür. Nicht Ferne, Unirdische, sondern Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem

Blut, Sehnsucht von unserer Sehnsucht gehen sie unsere Pfade, kämpfen sie unsere Kämpfe, sterben sie unsere Tode. Und aus ihrem siegreichen Unterliegen mit allem Leid blüht auch Trost und Glück unseres Menschseins in uns auf, und daß wir nun und nimmer hinaus können über die Schranken, die uns gesetzt sind auf dem schmerzvoll-herrlichen Pfade der Kundshaft nach Gott. Man kennt Hans Franks Gabe, die tote Legende mit neuem Leben zu füllen, und die Leser der „Ostdeutschen Monatshefte“ kennen auch Franks herbe, durch und durch männliche Lyrik, die hier in Ton und Rhythmus stets die unbedingt notwendige Größe der Gebärde erreicht, und niemals wird der Dichter, so kühn er auch manchmal den Stoff sich biegt, an dem heroischen Charakter der Landschaft röhren. (Zur Ergänzung hierzu sind heranzuziehen: „Ostdeutsche Monatshefte“, Jahrgang I, Heft 8, Jahrgang IV, Heft 6.)

Das Prosawerk Hans Franks umfaßt acht in sich abgeschlossene Bücher. Es darf keineswegs nur als Ergänzung des Dramatikers und Lyrikers betrachtet werden, ja, es gibt viele, die den Erzähler Frank noch über den Dramatiker stellen. Auch als Erzähler bleibt Hans Frank seinem Programm treu, das in dem Aufruf an die Dichter der Gegenwart gipfelt, dem großen deutschen Dichter, den wir heute noch nicht haben, Vorläufer zu sein, d. h., wir haben ihm nur den Weg zu bereiten, daß er nur zu kommen nötig hat, so, als ob er vor der Tür wartet, und, wenn er kommt, uns wach, nicht schlafend, und klaren Kopfes und nicht herauscht findet, uns in seinem Werke treffe, in das er vielleicht nicht unseren Namen, aber in jedem Falle unseres Wesens besten Teil einbauen wird.

Auch Franks Erzählkunst weiß, wie seine Lyrik und Dramatik, nichts von dem Lamento und Wortgekrampf der sogenannten Neutöner, sondern ist eine stille, vornehme Kunst, die, an gute Tradition anknüpfend, den Bogen schlägt zur Gegenwart und ihre Ausstrahlungen in die nahe Zukunft sendet. Da ist zunächst ein Frühroman „Thieß und Peter“ (Oesterheld, Berlin) mit dem Untertitel „Die Geschichte einer Freundschaft“ und neben rein persönlichen Erlebnissen aber doch schon über den Künstler Frank allerlei Auffschlüsse gibt. Einen starken Beweis seiner dichterischen Berufung zeugt dann die Märchennovelle „Glockenfranzl“, die einiges Aufsehen erregte und in weiteste Kreise drang. Sie erzählt von einem jungen Menschen, der vom Tage seiner Geburt an den übrigen Menschen etwas voraus hat: er versteht die Sprache der Glocken. Sie klingen ihm nicht bloß, sie sprechen: Sie klagen, danken, bitten, warnen, rufen. Die Mutter muß bald an diese Tatsache glauben; anders Franz' Umgebung, die den armen Jungen als den „Glockenfranzl“ hänselt und ihn um seiner Gabe willen mehrfach ernstlich bedroht: die Masse duldet nicht, daß einer ihresgleichen sich über sie erhebe. Darum bittet die bedrängte Mutter zu Gott, er möge ihrem Kinde jene seltsame Gabe wieder nehmen, und diese Bitte hat ihr der Franzl nie verziehen. Aber noch jemand glaubt an des Franz' Gabe: sein Mädchen. Ihr folgt er später in die große Stadt, deren andere Glocken ihm wieder viel anderes Neues zu sagen wissen. Ihre Worte will er der Menschheit künden. Auf diesem Wege erreicht den Glockenfranzl das Schicksal: zwei

Glocken links und rechts vom Wege rufen ihn; beiden will er hören und erliegt schließlich diesem Zwiespalt.

Den „Glockenfranzl“, ursprünglich eine Sonderausgabe, schloß der Dichter später in sein „Glockenbuch“ (Delphin-Verlag, Leipzig). Darin befindet sich noch das Märchen „Machtmir“. Wieder steht einer im Mittelpunkt, der der Spezies Mensch etwas voraus hat: ein drittes Auge mitten auf der Stirn, das nicht nur durchdringende Sehschärfe, sondern auch in seinen Farben den Seelenzustand seines Trägers widerspiegelt. Es ist ein Köhlerjunge, dessen Leben die Mutter mit dem Tode bezahlen mußte. Der Knabe verläßt seine Waldheimat, um die fast greifbar nahe Stelle zu erreichen, wo der Himmel auf die Erde stößt; dort will er das Himmelsgewölbe erklettern, um sich die Sterne herabzuholen, die ihm als liebliche Blumen im Traum erschienen. Doch die Wanderung geht nicht lange, sie endet in der nahen Stadt. Hier gerät der Sucher ins Wanken vor dem ihm zum ersten Male begegnenden „Muttermenschen“ mit langem Haar und strohendem Brüstepaar. Er erlebt das Weib; doch er endet sein junges Sucherdasein im Weiher eines Schlossparkes, der ihm des Himmels Sterne spiegelt und ihn beim Pflücken seiner eingebildeten Sterne verschlingt. Ein früh zerbrechender ist auch der kleine „Hans Huwelmann“ (das dritte der „Glockenbuch“-Märchen). Der nachdenkliche, der Vielgeschäftigkeit und Falschheit seiner Umgebung abholde Junge stirbt den Gramtod in der Werkstatt seines ihm Vorbild gewesenen Onkels. Am Tage, da man diesen im letzten Friedhofswinkel vergräbt, weil er sich den Weg aus dem Erdennelend durch den Freitod erzwang, bricht aller Glaube an Wirklichkeitswert und Schaffensgröße in dem Jungen zusammen. Er flieht vor den Menschen in die nun verödete Werkstatt des toten Onkels, der hier als letztes Stück den eigenen Sarg gezimmert hat, und weint seine letzten Knabentränen. Frank gibt in diesen drei Novellen meisterliche Psychoanalyse, zeigt nicht ohne Vorwurf das dem Erwachsenen überlegene Kind, das dem Rauschen der Ewigkeit eng verbunden, sich in den Erdenniederungen nicht zurechtfindet und — zerbricht. Die Sicherheit, mit der Frank die Konflikte in der Kindesseele vor uns ausbreitet, ist in gleichem Maße bewundernswert wie die edle sprachliche Führung und die greifbare Treue in der Charakterisierung des proletarischen Menschen.

In die hohen Bezirke seiner dramatischen Probleme hinauf („Godiva“, „Opfernacht“, „Geschlagen“) greift mit starker Hand der Novellenzyklus „Das Pentagramm der Liebe“ (Deutsche Buchgemeinschaft, Leipzig). „Siehe, wie schwer ist es, ein Mensch zu sein!“, ist hier das Thema, das Frank sich gestellt hat. Und sein Ziel ist, den inneren Kampf zwischen Seele und Leib, zwischen Einzelwesen und Masse, zwischen Mann und Weib vor uns gestaltend aufzuzeigen. Er tut das mit einer bisher kaum dagewesenen Intensität der Selbstzerfleischung, einer fast urchristlichen Inbrunst und unerbittlichen Konsequenz. Mit der Zäbigkeit des Bergmannes bohrt sich Frank an das Herz der Dinge, und so kommt in seine Dichtung dieser ätzende, harte Ton, und das Antlitz des Dichters tritt daraus hervor, von innerer Not verhängt, ob dieses Leben tragen müssen, ob dieses Unterliegens mit von Anbeginn bestimmten feindlichen Mächten. Eine Dichtung, die Probleme solcher

Art in den Brennpunkt der Betrachtung stellt, pflegt nicht die Liebe der Masse zu besitzen, und so hat man versucht, den Dichter als einen Intellektualisten hinzustellen, der sich durch seine geistigen Verwanderungen selbst hindere, ans sehnfützig erstrebte Ziel zu gelangen und hat ihn schwer und zäh genannt. Er ist indes alles eher als das. Er ist nur still; so still und vom Täglich-Materiellen abseits, wie es der Gegenwartsmensch nur selten sein wird, der daher auch nicht das Organ pflegen kann, um hier zu hören, zu sehen, zu tasten. Dieser Dichter verlangt auch vom Leser Abkehr vom Lauten, Roh-Sinnfälligen; Francks große, beinahe unheimliche Stille wurzelt im Schauen, das immer nur jenen ward, die den Kelch des Lebens bis zur Neige tranken, seine Glut, aber auch seine Bitternis. Ein Dokument hierfür ist besonders auch der Roman „Das dritte Reich“, ein gedanklich oft ins Monumentale weisendes Werk, dessen Zeit heute noch nicht gekommen ist. (Verlag Walter Seifert, Stuttgart.) Es zeigt den Gegensatz zwischen dem klassischen und dem gotischen Menschen und lässt den letzten als den Wesentlicheren aus diesem Kampfe hervorgehen. Das Werk ist ein starkes Glaubensbekennen zum Deutschtum im guten, im geistigen Sinne: daneben aber auch ein ganz echter Franck bezüglich der sprachlichen Form. Wie der Mensch des Vorganges ist auch sein Dichter einem solchen Bildhauer vergleichbar; wie er, bearbeitet Franck den Stoff, knetet ihn, ballt ihn und vermag so das Kühne zu vollbringen, im Rahmen einer geschlossenen Kunstform Philosophie zu geben, ohne abzuzechten vom Stofflichen, ohne zu ermüden. Wenn man nun einmal eine Linie zwischen nord- und süddeutscher Dichtung ziehen mag: dies ist ein echt norddeutsches Werk, und wie der Dom des deutschen Nordens: keine mehr spielerische Celebrität, sondern eine fröhliche Feste in herber klarer Luft.

Den größten äußeren Erfolg als Erzähler hatte Franck mit seiner Novelle „Die Süddiseeinsel“ (Sammlung „Der Falke“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Da wird ein friderizianischer Festungsbaumeister von der Leidenschaft zu einer schönen mondänen Frau gepackt. Er wird ihretwegen zum Verschwender und Verräter an Weib und Kind und Vaterland. Von Friedrich dem Großen zu lebenslänglicher Haft verurteilt, erlebt er im Gefängnis die Seelengröße des von ihm verratenen Weibes, dessen durch nichts zu erschütternde Liebe über Mutterglück und Lebensfreude hinauswachsend an der Seite des Gescheiterten und Schulter an Schulter mit ihm ein spätes Inselglück schaffen hilft bis hinüber in den Tod. Obwohl zeitlich entrückt, ist der mit innerer Dramatik geladene Vorgang von verblüffender Lebensnähe. Je weiter man in das Buch eindringt, desto mehr fühlt man, in welch hohem Maße uns all dies angeht, wie es mehr und mehr nach unserem besten Innern langt und uns wie alle große Dichtung wahrhaft erschüttert.

Eine größere und eine Hand voll kleinerer Geschichten hat Franck in seinem Buche „Der Werwolfgrütel“ (Rich. Hermes, Hamburg) zusammengebracht und zeigt sich auch auf dem Gebiete der Anekdotenerzählung als sicherer Beherrscher der Form. Er kann es sich da leisten, irgendeinen Scherz herauszugreifen; unter seiner Hand wird er zu einer kleinen Kostbarkeit. Dies ist ein wirklich hochwertiges Volksbuch und stellt sich so recht in den Gegensatz zur

Mehrzahl dessen, was unter gleicher Flagge segelnd sich nur als dilettantisches Geschreibsel entpuppt und den Begriff „Heimatkunst“ heute in solchem Maße in Mißkredit gebracht hat. Und, da ich gerade bei diesem Thema bin, kann ich auch schon verraten, daß den Danzigerin im Kürze ein schönes Geschenk aus Frankas Dichterwerkstatt beschert werden soll: Die „Danziger Verlagsgesellschaft“ bereitet den Druck eines Geschichtenbuches vor, das den Titel „Mutter, Tod und Teufel“ führt und die Stoffe der fünf Novellen aus unserer nächsten Umgegend entnommen hat. (Die „Ostdeutschen Monatshefte“ brachten erst vor kurzem eine dieser Geschichten: den „Kashubischen Spielmann“.) Eine hier zum ersten Male veröffentlichte Erzählung gibt uns Einblick in dies neue, wertvolle Buch.

Die Frauengestalten in den Dramen Fritz Droops

Von Hildegard Rüdt

„Doch die lieblichste der Dichtersünden
wollt verzehlen dem, der sie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
wie die bittere Erde sie nicht trägt.“

Gottfried Kessler.

Wenn Gott das Weib nicht erschaffen hätte, so hätte der Mann sich die Gefährtin selber geformt aus der Rippe, die seinem Herzen am nächsten liegt. So steigt des Dichters Muse unbewußt aus seiner eigenen Seele, und sein Frauenideal ist vielleicht das beste Zeugnis vom Wert und Wesen seiner Kunst. In seinen Grundzügen ist dieses Ideal tief und fest in seine Seele eingebrennt, doch in seiner feineren Verästelung vom Leben nicht unbeeinflußbar. So bleibt es eine offene Frage, ob die Dichter Schuld tragen, wenn eine Zeit zu wenig edle Frauen hat oder ob die Frau sich schuldig fühlen muß, wenn der Dichter in ihr nicht mehr die Gefährtin auf der Wanderung zu höchsten Zielen sieht.

Fritz Droop gehört zu den Wenigen, die heute in ihrer Kunst das Ewige im Weibe suchen. Zwär dürfen dem Dramatiker die Dämonen nicht fremd sein, die in der Menschenbrust ihr Wesen treiben, aber Droops Glaube an das Gute ist so stark, daß er keine seiner Lichtgestalten im Dunkel des Wahnes und der Schuld versinken läßt, sondern sie in schwerem Seelenkampf den Höhen des Ideals entgegenführt. Und wo es gilt, ein Frauenbild zu zeichnen, das in heiliger Treue dem Helden segnend zur Seite geht, da ist die Schöpferfreude Droops besonders fühlbar. Die Sendung der Frau deutet er in folgenden hymnischen Worten:

„Ihr wollt, daß wir aus dumpfen Tälern lichtwärts schreiten,
ihr tragt den wahren Sinn der Welt durch alle Zeiten,
ihr seid's, die selbst aus Schwachem starke Kräfte schaffen,
ihr siegt, selbst leidend, mit der Liebe heil'gen Waffen.“

Dem Drama als der höchsten dichterischen Kunstform, die Menschen gestaltet, wandte sich der nun Fünfzigjährige erst als Vierziger zu. Wie sein Erstlingswerk „Unschuld“ in knappen

drei Akten mit kühnem Griff das Erlebnis der Revolution und ihre seelischen Auswirkungen festzuhalten sucht, so gleicht das Bild der Helden mehr einer nur das Wesentliche fassenden Skizze als einer bis ins kleinste durchgeföhrten Zeichnung. Die junge Krankenschwester, die die tiefe Tragik des Krieges wenig empfunden hatte, weil das Weib in ihr noch nicht erwacht war, fühlt unter dem wirbelnden Chaos der Revolution und ihrer neuen Ideale plötzlich die tiefe Verbundenheit alles Menschlichen als eine heilige Verpflichtung und verschwendet sich in der sonst unbegreiflichen Ekstase des außerordentlichen Erlebnisses an einen der Verkommensten, der dem Gefängnis entronnen ist und den ihr Opfer nicht mehr aus dem Sumpf ziehen kann. Diese Gestalt ist unserem Frauenempfinden seltsam fremd und vertraut zugleich: fremd der weiblichen Selbstbewährung, die jede Berührung mit dem Schmutz der Gosse instinktmäßig zu hindern sucht, vertraut um ihrer allerbarmenden Liebe willen. „Sie hat die Armen gesucht mit ganzer Seele; sie hat den Ärgsten von ihnen ans Herz drücken wollen, um ihn zu sich und Gott emporzuziehen, und ist gestürzt, als sie einen Aussätzigen heilen wollte....“ Ihre Tat gleicht der Selbstopferung des edlen Königsweins, von dem eine Sinngeschichte erzählt, daß er sich aus der reifsten Frucht in die Schmutzlache zu den Wurzeln des Weinstocks ergoß, um die Lache golden zu färben. Doch wie der edle Tropfen starb, so stirbt auch das junge Menschenkind um eines schönen Wahnes willen. In den ersten Dramen steht Fritz Droop dem Gedanken der Erlösung durch das Weib also noch fremd gegenüber: „Wir ringen alle und keuchen den Todesweg hinan gen Golgatha; aber keiner kann den anderen befreien, und wären seine Wunden noch so tief. Zwei können niemals durch das gleiche Tor ins Freie schreiten....“ Aber — „es muß von Zeit zu Zeit wohl Menschen geben, die sich opfern, damit das Göttliche in der Welt nicht stirbt. Man wird sie Narren heißen oder Heilige“.

Fritz Droops zweitem Drama „Der Freispruch“ gibt die künstlerische Verklärung des Muttertums die höchste ethische Weihe. Auch hier röhrt der Dichter zunächst wieder an die Tragik der letzten Einsamkeit. Aus ihr heraus ist jener unselige Zwiespalt zwischen Menschensatzung und eigenem Gewissen geboren, der alle äußere Gerichtsbarkeit in Frage stellt, weil der Mensch nicht gerecht über den Menschenbruder urteilen kann, von dessen innerstem Wesen er nichts weiß. „Denn“, sagt Droop hier, „wir kehren aus aller Gemeinschaft immer wieder zu uns selbst zurück, zur letzten Einsamkeit. Nur die Mutter hält die Hand des Kindes fester als die Welt....“ Im Muttertum sieht der Dichter die höchste Stufe des Menschlichen im Weibe, die Mutter steht als Mittlerin zwischen den Generationen und weiß die Brücke zu schlagen zwischen Vater und Sohn. Sie weist dem Sohn, der den falschen Weg zur Freiheit durch die Schuld vergeblich gesucht hat, den Weg der Selbstbefreiung, die Mutter ringt alle Kämpfe ihres Kindes in siebensackem Schmerze durch. „Mutter sein, heißt leiden müssen... litt je ein Mann, was eine Mutter litt? Selbst Jesus hat am Kreuze triumphiert, als er die Worte sprach: Es ist vollbracht. Den größten Schmerz litt seine Mutter. Sie wußte nichts von seiner Siegeswonnen. Ihr ward das arme Herz vom Schwert durchbohrt....“ Dieser tiefgefühlten Deutung des Mutterschmerzes stehen verklärende

Worte vom Mutterseggen gegenüber: „Die Mutter ist es, die uns aus der Nacht emporträgt in das Licht der Sonne. Daß ich im Glauben aufwärts schauen kann, das will ich ihr mit wunden Knieen danken bis ans Ende.“ Ein Strahl dieser Verklärung fällt sogar auf die gegensätzliche Frauengestalt, die den Namen Eva als Symbol trägt und sich erst aus den Verirrungen triebhaften Weibtums zu der reinen Opferbereitschaft echter Liebe wandelt. Sie klagt: „Hat mich die Welt deshalb belügen können, weil mich kein Mutterarm dem Licht entgegenhob?“ Und als sie Bodo, dem jungen Helden des Dramas von Liebe spricht, fragt er in prüfendem Ernst: „Was weißt du wohl von Liebe?... Ist deine Liebe zu mir so groß, daß du wünschen könntest, ich sei dein Sohn?...“

In dem lyrisch=philosophischen Einakter „Der Landstreicher“, wo Friß Droop auf äußere dramatische Begebenheiten fast ganz verzichtet und ein ethisch bezwingendes und sprachlich vollendetes kleines Meisterwerk geschaffen hat, erscheint die Frauengestalt, die wie ein himmlisches Wesen segnend über dem Ganzen schwebt, überhaupt nicht auf der Bühne. Der Greis, der von den Menschen als Landstreicher verachtet, auf der Irrfahrt des Lebens weise geworden ist, ringt am stillen Kreuzweg um das letzte Geheimnis; sie aber ist ihm in die Gefilde der Verklärten vorausgegangen. Trotzdem ist sie durch die tiefe Verbundenheit der Liebe lebendiger in ihm als je; sie hilft dem Heimwehkranken mit der Kraft des Herzens sich selbst bezwingen. „Am Anfang war das Herz.“ Mit diesem Siegerwort entwindet der Alte dem Tod die Herrscherkrone, und in den Mund des Sterbenden, der an das Ewige glaubt und in seherischer Entrücktheit seinem jungen Begleiter den Sinn des Lebens deutet, legte Friß Droop sein tiefstes menschliches Glaubensbekenntnis:

„Ich glaube an das Gute.
Die gute Tat allein ist gottgewollt.
Und wenn du weiter fragst, was Menschen sind,
ob Fürst, ob Bischof höhern Rangs als wir,
so sage ich dir, guter kleiner Freund:
Nur wer mehr Güte hat, steht über dir . . .“

Und an der Pforte einer höheren Wirklichkeit schleudert der Alte die aufrüttelnde Mahnung in die Herzen:

„Drum lerne Ehrfurcht vor den Menschen, Mensch.
Ehrst du die Menschen nicht, so höhnst du Gott.
Ein jeder Mensch schafft sich sein Golgatha.
Sorgt immer, daß es viele Hände gibt,
die segnend sich um euer Lager scharen,
wenn eure Stunde kommt. Doch bis sie kommt,
sät Liebe, Menschen, Liebe! Nichts als Liebe!“

Wo sollten solche Dichterworte, die aus dem heißen Mitleid mit der inneren Not der Menschen geboren sind, einen freudigeren Widerhall finden als in Frauenherzen, die Gott zur Güte weich und fühlend schuf. Aber die wahre Güte ist eine Botin des Himmels, die die Menschen in ihrem Stolz und ihrer Härte vielleicht am meisten mit Steinen werfen, bis sie von Herzblut überströmt, wehklagend vor den Richtersthül der ewigen Liebe tritt. Auch vielen Frauen sind die Augen oft gehalten, wenn sie mit allzu kleinem

Maßstab messen. Dem Alten aber wird noch im Tod die Gnade, in der Vision des Mädchens die Geliebte verjüngt zu schauen.

Die Heldenin des nächsten Dramas „Die Frau des Kommandanten“ ist eine den Idealbildern des Dichters so schroff entgegenstehende Gestalt, daß erst der Gang der Handlung die Gründe entschleiert, die Fritz Droop zu dieser Schöpfung bewegten. Mehr als ein Wort vom freien Menschentum, das hier nicht angeführt werden kann, beweist gerade in diesem Werk, daß dem Dichter jeder Chauvinismus fremd ist, doch in der inneren Gegenüberstellung der französischen und der deutschen Frau hat er ein wahrheitsgetreues Kulturbild geschaffen, das die Deutsche in gleichem Maß verpflichtet wie ehrt. Die Frau eines französischen Festungskommandanten ahnt in einem deusschen Hauptmann, den das Standgericht zum Tode verurteilt hat, den Mann, der ihr mehr sein kann als alle anderen, und sie will den Todgeweihten in vampyrartiger Hier für sich gewinnen. Mit Hilfe eines streberischen Leutnants gelangt sie in der Todesnacht des Gefangenen in seine Zelle, wo er, manhaft mit seinem Schicksal ringend, seines geliebten Weibes in der fernen Heimat gedenkt: „Wenn dann die letzte Schranke fällt, das Ich verlöscht, dann wird es um mich her ganz stille sein, weil ihre große Güte mich umgibt. Sie läßt mich das Ewige hinter dem Vergänglichen schauen. Darf ich noch fragen, ob es einen Himmel gibt? Wo Liebe stirbt, da wird der Mensch entgottet, eine Frau aber, die uns begnadet, ist der Himmel selbst.... Grausamer Gott, der du das Leid erfunden, hilf meinem Weib, denn es ist gut wie du. Wenn ich nicht wiederkehre, wird sie darben. Sie wird das Mal der heiligen Wesen tragen, die nur noch opfern müssen, weil sie ganz Mutter sind....“ Und diese Frau strahlt heilige Kräfte aus: wie Beethovens Leonore die Kerkertore des Gatten durch ihre sichtbare Tatkraft sprengt, so die Frau des deutschen Gefangenen durch die geheimnisvolle Fernwirkung seelischer Verbundenheit. Denn alles Werben der sinnendurstigen Französin, ja selbst ihr Versprechen, dem Gefangenen die Freiheit zu schaffen, ist umsonst: „Wem die liebende Hand eines gläubigen Weibes auf dem Scheitel lag, der ist gegen die Künste der Verführung gefeit.“ Diese wundersame Seelenkettung rettet ihn, denn in der Frau des Kommandanten erblüht ein holdes Wunder: „Ich sehe eine neue Welt erstehen und muß den lieben, der sie mir gebracht. Sie sollen frei sein jener einen wegen, die soviel Göttliches in ihre Seele trug.... Sie sollen leben — meiner Schwester wegen.“ Ueberwältigt von der Kraft solcher Liebe händigt sie ihm die Festungsschlüssel aus. Größer aber noch ist das Wunder ihrer eigenen Wandlung. „Mich hab ein königlicher Gärtner aus. Ich wurzle jetzt in einem anderen Boden, und meine Blüte atmet andere Luft.“ So findet die schon Verlorene unter dem seelischen Einfluß der deutschen Schwester den Weg zu ihrem Gatten wieder, wenn wir auch die Entschuldigung, der Wille zur Mutterschaft habe sie zu dem Deutschen gezwungen, gerade diesem Weibe kaum glauben können.

Eines der lichtesten Frauenbilder — „wie die bittre Erde sie nicht trägt“ — ist Hanna in Droops neuem Drama „Maler Sandhas“. Schon im ersten Akt ist sie in wundersam zarten Farben gemalt, und ihr ganzes Wesen atmet stille Reinheit. Sie

darf am höchsten Schöpferglück des Geliebten teilnehmen, der sie auf dem geistlichen Bild, das er für das Rathaus seines Heimatortes malt, als Engelskopf verewigt — sie teilt auch seinen bitteren Leidensweg, als Engherzigkeit und pharisäische Frömmigkeit ihn wegen dieses Aktes zarteiter Pietät als Gotteslästerer verfolgen und auch das schuldlose Mädchen um ihrer Liebe willen verachten. Aber sie trägt ihr Leid ohne zu klagen, weil sich der Geliebte zu ihr bekennt. Von ihren Schmerzen schweigt das Werk, denn der innere Kampf des Künstlers um Gott steht im Mittelpunkt und die lichten Züge der Trösterin sollten nicht durch den Anhauch der Leidenschaften verzerrt und friedlos werden. So kann sie, selber leid-durchzuckt, dem in den unheilvollen Verirrungen der Rachsucht befangenen Freunde, als er nach schwerem Seelenkampf am Kreuze niederbricht, den Himmelstroß der Liebe bringen:

„Schau nur hinauf . . . die hellen Sterne wandern
ob unsern Häupten ihre hohe Bahn —
und du verzagst? — Gesetz ist überall.
Du darfst nicht mehr nach deinem Schatten fragen.
Laß dich von deinem Stern zur Höhe tragen.“

Wenn deine Götter schweigen, nimm dein Herz
in beide Hände. — Sieh, ich bin bei dir.
Die Liebe sagt mir, daß ich dir gehöre.
Du hast den Stein, auf dem du liegst, entweiht.
Durch deine Kunst — weil sie dem Hasse diente.
Die Liebe muß ihn wieder heilig sprechen.“

Doch sie tut mehr: sie rettet den Verzweifelnden vom Tode. Da fühlt der Heimatlose, dessen Vater seines Amtes wegen Weib und Kind vertrieb und dessen Mutter starb, zum erstenmal den lang-ersehnten Mutterseggen durch das kindhafte Weib. „Du bist so treu wie sonst nur Mütter sind.“

So taucht auch in Fritz Droops Künstlerdrama der Muttergedanke im Hintergrunde auf. Das Antlitz der Maria auf dem Heiligenbild des Malers trägt die Züge der geliebten Mutter, denn: „Immer wieder zittern Mutterherzen für ihr Kind, immer wieder stehen Frauen unter dem Kreuz, und immer wieder muß die Liebe die tiefe Wunde verbinden, die die Welt ihren armen Kindern schlägt.“ Sandhas geht „die Mutter suchen“ ehe er Hanna findet. Und für die jungen Mädchen, in deren Weihelied das Drama ätherisch ausklingt, weiß er nur einen Weg: „Zieht hin und werdet Mütter . . . Mütter sind das Höchste . . .“ Dann tragt ihr Götter durch die dunkle Welt . . .“ Unter den deutschen Dichtern sind heute wenige, die die innere Sendung der Frau so tief begriffen haben und sie in all ihren Werken mit so viel dichterischer Kraft und Wärme verkünden wie Fritz Droop. Darum stehe am Schluß der kleinen Studie, die diese feine Grundlinie behutsam nachziehen wollte, des Dichters Wort an die deutschen Frauen:

„Drum sorgt, daß allerorten volle Herzen blühen,
die Männer dürfen nicht vor Götzengräbern knien.
Seid wieder Gottgebärerinnen, Lichtentglommen;
denn alles Auferstehn muß durch die Mutter kommen.“

Das Werk von Arno Holz

Erste Gesamtausgabe mit Einführungen von Dr. Hans W. Fischer. J. h. W. Diez Nachfolger, Berlin.

Dem unverwüstlichen Kämpfer um eine neue deutsche Wortkunst, dem Blutauffrischer einer verkalkten Lyrik, Epik und Dramatik, dem schon bei Lebzeiten fast zum Mythos gewordenen Fackelträger aus dem Mutterlande der Hamann, Herder und Kant, unserem Arno Holz, ist nach seinem sechzigsten Geburtstag die Freude geworden, seine Werke in einer Gesamtausgabe vereinigt zu sehen, so würdig in der Ausstattung, so vornehm in der Einführung, wie es einem Dichter diesseits des Grabes doch selten zuteil geworden ist. Heil ihm und — uns! Die Ehre ist ganz auf der Seite einer Zeitgenossenschaft, die, unauslöschlicher Schande quitt, hier in die Lage versetzt wird, endlich zu sühnen, was Unverstand, böser Wille und Gleichgültigkeit einem Ewigkeitsmenschen gegenüber gesündigt haben. Daz uns eine solche Gelegenheit wird, danken wir zunächst dem Wagemut und der Großzügigkeit des Verlages J. h. W. Diez. In zehn Bänden stellt er dies Lebenswerk vor uns hin: Buch der Zeit, Dafnis, Blechschmiede, Sozialaristokraten und Sonnenfinsternis, Ignorabimus, Phantasus, zuletzt die neue Wertkunst. Dabei entfallen auf die Blechschmiede zwei, auf den Phantasus drei Bände. Um diese hohen, stattlichen Bücher, fast in Bibelformat, diese Groß-Fraktur, die seit der Altwordern Gebetbuch so gut wie verschollen war, diese glänzend aufgeteilten Titelseiten in Rot und Schwarz, sie sind ganz dazu geschaffen, vom Freunde der Dichtung wie ein seltener Schatz gehütet zu werden — in der Vollerkennnis, daß hier ein Ewigkeitsgehalt seine künstlerische Eigenform gefunden hat. Unter den bisher erschienenen fünf Büchern triumphiert auf der buchwerklichen Linie der Dafnis, dessen barockes Portrait hier in dem ausgesuchtesten Rahmen zu uns spricht. Bei dieser glänzenden und geradezu liebevollen Ausstattung ist der Preis von 10 Mark für den Band ein weiteres Entgegenkommen des Verlages, das nur aus der Verpflichtung heraus zu verstehen ist, der literarischen Tat des Dichters mit einer gleichhoch kulturellen zu begegnen. Für Freunde einzelner Bände sind auch Sonderausgaben, zum Teil zu niedrigem Preise, vorgesehen, so daß man „Dafnis“ und „Das Buch der Zeit“ zu je 8 Mark ersteht kann, „Die Sozialaristokraten“ und die Phantasus-Teile „Kindheitsparadies“ und „Fern liegt ein Land“ zu je 4—5 Mark. Der Verlag ist also jedem Lese- und Geschenkbedürfnis gerecht geworden. Dieselbe Vornehmheit der Auffassung, die seine Arbeit adelt, hat auch dem Manne die Feder geführt, der die schwierige Aufgabe übernahm, für die einzelnen Bände eine Einleitung zu schreiben.

Dr. Hans W. Fischer mußte eine gefährliche Klippe vermeiden. Der Dornengang des Meisters, dem er zu dienen hatte, die Schlachtfelder und Schädelstätten, die den heißen Kampf- und Lebenswillen des Dichters nicht zu brechen vermochten, das Versagen der deutschen Literaturgemeinde gegenüber einem Jahrhundertphänomen wie Arno Holz, alles dies hätte dem Fürsprech der Ausgabe Galle in die Tinte trüpfeln und die Ruhe der Darstellung rauben können; glücklicherweise ging er mit größter Ueberlegenheit an die Darstellung, wahrte den weitesten Abstand und eine wohlstuende Sachlichkeit und

schrieb in literarisch aufdeckender, psychologisch tief schürfender und geschichtlich entwickelnder Weise eine Einführung, die mit klassischer Schärfe und Knappheit die wesentlichen Voraussetzungen für einen hemmungslosen Genuss der Werke hinstellte. Den größten Dank allerdings schulden wir natürlich dem Dichter selber, und fast möchte ich sagen — nicht dem genialen Schöpfer, sondern dem unermüdlichen Arbeiter, dem rücksichtslosen Selbstkritiker und Formdenker, der sich in der feinsten und höchsten Ausprägung seiner Gedanken nie genug tun konnte, der seiner ursprünglichen Idee immer neue Nahrung gab, Stoff auf Stoff heranbrachte, Hülle auf Hülle sprengte und so in Jahrzehntelangem Ringen dem Dafnis, der Blechschmiede und dem Phantasus die letzte endgültige Fassung verlieh. Heilige Verantwortung vor sich selber, höchste literarische Sittlichkeit des Schaffenden im Hinblick auf die Forderung der Zukunft ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, so daß auch diese Ausgabe dem Freunde seiner Dichtung noch Überraschungen und Entdeckungen aller Art bietet. An dem deutschen Volke aber ist es, jetzt zu zeigen, ob es in allem Verfall verdient, eine so ehren gesetzte Persönlichkeit, eine Gipfelung von Kunst und Menschentum, aufzufordern zu sehen. Ein Ganzer und ein Unbedingter wartet, dessen prachtvolle Ganzheit mehr Aufbauwillen ausstrahlt, als das übrige papierne Zeitalter zu vergeben hat.

Hermann Ploch.

Eine deutsche Weltenschau

Von Julius Havemann

Paul Schulze-Berghof, der in München lebende norddeutsche Dichter, von dem wir bereits in drei bedeutenden Romanen eine ausgezeichnete Verlebendigung Friedrichs des Großen, des jungen, werdenden Genies, besitzen, gab uns im Jahre 1919 mit dem „Hochwildfeuer“ (München, Hugo Schmidt) das erste Buch einer „Weltenschau“, dem er nun unter dem Titel „Wettersteinmächte“ das zweite hat folgen lassen (Leipzig, Th. Weicher). Weltenschau? Der Dichter will sein Werk nicht als einen Roman landläufiger Art gewertet wissen. Er ist auf die einsamen Höhen der Geister gestiegen. Seiner Verantwortung als Führernatur sich voll bewußt, wollte er sich den Blick nicht einengen und trüben lassen durch die Dinge des alltäglichen Erdenlebens und den Geist nicht durch die lauten Urteile der Herdenmenschen und ihrer Führer. Er hat von seinen Höhen herab das Erdenleben sozusagen mit Seheraugen zeitlich überschaut. Was er gesehen hat, das läßt er in Bildern und Gestalten von symbolischem Gehalt vor uns wiedererstehen, wobei er uns durch den Mund seines Helden, selbst geleitet vom Geist des Zarathustra, die Geschehnisse und die deutsche Seele zu deuten unternimmt.

In den Fels- und Schnee-Einsamkeiten des Wettersteingebirges erlebt er — ein neuer Philander von Sittenwald — seine Gesichte. Dort klärt er sich Herz und Geist immer wieder zum Werk. Dort liebt er es, das, was in ihm und um ihn lebte und gärte, zu überdenken und unter das Auge der Gottheit zu rücken. Von dort her holt er sich seine Ausmaße für seine phantastische Symbolik.

Die um die erhabenen Gebirgshäupter webenden und brodelnden Wolkengebilde werden ihm zu riesigen Gestalten und Vorgängen. Was wir um uns erleben, scheint nur eine in tausend Einzelercheinungen aufgelöste Auswirkung der in den Tiefen ringenden eindeutigeren Urkräfte auf lichter Oberfläche zu sein. Von dorther, wo der Mammon leuchtet und funkelt, steigt sein düsterer Prophet ans Licht, der ewig wiederkehrende glaubenslose Ahasver, bereit, immer wieder die Seele, den reinen Christ, ans Kreuz zu schlagen; und sinnverirrend steigen lockende Klänge herauf wie aus den Grotten des Venusberges. Aber „aus dem Tiefsten muß auch das Höchste zu seiner Höhe kommen, auf daß die Erde noch eine Stätte der Genesung werde“ (also sprach Zarathustra). Und „wie du von ihnen (deinen Feinden) aufwachtest und zu dir kamst, also sollen sie selber von sich aufwachen und zu dir kommen.“

Volkbert, der Held der beiden Bücher, ist der Dichter selbst, wie er sich als riesenhaften Schatten an die Felswand geworfen sieht. „Man erlebt endlich nur noch sich selber.“ Neben ihm und an ihm zu seiner Lebensgefährtin und Gattin empor wächst Elisabeth, ein Kind der Berge. Sein junger Freund, Udo Sindheim, vermag nicht sieghaft die ererbte Sünde im Blut zu bändigen. Nach Sternen dürstete wohl auch seine Seele; doch auch seine schlimmen Triebe dürsteten nach Freiheit. Vor seiner Stiefmutter, der schönen, eleganten Frau Alice, kommt er zu Fall und findet in der reinigenden Hochwelteinsamkeit Erlösung vom Erdendasein. Er fühlte es, daß es eine andere Erlösung bei ihm nicht gäbe als den schnellen Tod. Doch Wollust ist „nur dem Welken ein süßes Gift, für die Löwen-Willigen ist es die große Herzstärkung und der ehrfürchtig geschonte Wein der Weine“. Volkbert besteht diese Prüfung und stärkt sich durch sie, ja er wird der irrenden Frau, die ihn in ihre Netze zu locken versuchte, ein mannhafter Freund und Führer zur Höhe. Er weiß seine höchste Hoffnung zu erfüllen und heilig zu halten. Elisabeth, die Blonde, Heitere, Treue, die ihm im Geiste immer Folgsame, ist ihre Erfüllung. Im zweiten Bande ist sie sein Weib. Mit diesem Paar erleben wir den Weltkrieg in allen seinen uns — ach! — so vertrauten Phasen und daran anschließend die jammervollste aller Revolutionen mit.

Es sind zwei Adelsmenschen, in denen sich diese wirren Tage spiegeln. Die hochgeschwollte Zuversicht bei der Herausforderung durch eine Welt von Feinden und den ersten glänzenden Siegen wird allmählich unterfressen von Naturen wie dem Kommerzienrat Sindheim, der auf nichts sinnt, als wie er die Verhältnisse für seine Tasche nutzbar machen kann. Seine Spekulationen, bei denen Ehre und Gewissen ausgeschaltet erscheinen, vergiften und zersezten den hochgemuteten Geist in der Heimat. Bauern und kleine Leute, angesteckt von seinem selbstsüchtigen Treiben, werden der hohen Idee völkischer Verteidigung entfremdet und mit hineingerissen in den Strudel der Schiebermanipulationen. Alles fällt auseinander: auf Treu und Glauben gegründete Beziehungen, Freundschaften, Familie, Stämme. Die unsinnigen Maßnahmen der Behörden, ihre Rücksichtslosigkeiten und Ungerechtigkeiten zermürben die Widerstandskraft und reizen das Volk auf. Innerhalb der Familie trennen sich die Geistigen von den Profitgierigen, den allein um ihren Körper Besorgten. Auch Frau Elisabeth löst sich nun vollends von ihrer

Familie. Hamsternd, Polonaise stehend, Berechtigungscheine erschleichend, müssen sich alle Stände zusammenfinden; aber anstatt daß die gemeinsame Notbrüderschaft die einzelnen das Trennende vergessen ließe, betont die Gemeinheit dieses und sucht den weniger dafür Vorgeübten ganz auszudrängen. Nicht das Niedere wird geadelt, es sucht das Adlige aus Neid, Misgünst und im Vertrauen auf die ihm verwandten Ordner und Büttel zurückzusezen. Angeberei wird gezüchtet. Geistiges und Vornehmes mit Wollust gedemütigt. Mit Abnahme der Vorräte wird die Kunst käuflich, wie unter den Ladentischen, so in den Büros. Das widerliche Kunden-system und das Einschieben irgendeiner Vertrauensperson in alle Kontrollämter oder das Heranschlängeln an eine solche „Mächtige“ zugunsten einer Gefreundschaft oder einer Clique entsättigt vollends und zerstört den letzten Rest von Gemeinschaftsgefühl.

So folgt der Zusammenbruch von innen her mit Notwendigkeit. Die schauerlichen Szenen der sogenannten Revolution, durch die ein einsichtsloser, zum Teil vertierter Pöbel ans Regiment kommt, beginnen. Aller Schlamm wird nach oben gewühlt. Russische Juden, durch Erfolglosigkeit erbarmungslos gemachtes Literatengesindel sehen ihre Stunde gekommen, den verwirrten Michel auf die Folter zu spannen, sich an seinen Verrenkungen zu ergötzen und ihm womöglich das Kreuz zu brechen. Entsetzlich wirken in dieser wuchtigen Darstellung die Vorgänge in München, vor allem der Geiselmord im Keller des Luitpoldgymnasiums. Offenbarten sich je niedrigere Instinkte als bei diesen Ostjuden Levien und Leviné? Gab es jetzt tierischere Menschen, als sie damals die dunklen Tiefen der Literatencafés und der Kaschemmen ausspieen?

Auch Volkbert wird in den glitschigen Keller geschleppt, doch bleibt er trotz der Herren „Kollegen“, des Janhagels jeder couleur und der verrückt gewordenen Bierpolitiker am Leben. Er ist aufbewahrt für die Sonne. Befreit, entweicht er für immer dem Gedröhnl der großstädtischen Niederungen in die Hochwelt, um sich allein und einer geistigen Gemeinschaft zu leben. In dem reinen Frieden Mittenwalds, überstrahlt von den ewigen Sironen, findet er sein Eigenheim und sammelt er eine solche deutsche Gemeinde um sich, jung und alt, Mann und Weib, Nord und Süd, Katholik und Lutheraner. Beim Tauffest des Söhneleins vollziehen der lutherische und der katholische Geistliche — die Eltern gehören verschiedenen Konfessionen an — friedlich nebeneinander die feierliche Handlung im Dienste des reinen Christ, zwei Priester, die über ihre Kirche hinausgewachsen sind, sie voll ins Geistige erhoben haben. Edda, neues Testament und Zarathustra liegen als heilige Bücher vor ihnen. Denn lieber auf altgermanischer als auf jüdischer Ueberlieferung will der reine Christ sein neues Reich gründen, denn Nietzsche, der Prophet, den Boden bereitete. Jungdeutschland umsteht in seinen typischsten Erscheinungen den Täufling, um dessen Köpfchen es wie ein Ahnen vom Glanze künftiger Königsherrlichkeit schimmert, des geistigen Volkskönigs, von dem die Ahnmutter als von ihrem jüngsten Traum erzählt. Hier wird die Sprache schlicht wie die des Evangeliums von der Weihnachtsmär. Sonst hat Schulze-Berghofs Sprache oft den ungestümen Drang und die bei aller Schärfe und Klarheit schwerflüssige Gedanklichkeit des jugendlichen Schiller. Sie ist leidenschaftlich, sie ist stark, sie benutzt sehr persönlich

anmutende, oft allzu abstrakte Neubildungen. Doch finden sich auch in sicherer Linienführung schlicht hingesezte Landschaften, zauberhaft in den Farben abgetönt und glückhaft durchleuchtet.

Man hat in Deutschland noch immer nicht die richtige Einstellung zu seinen deutschen Dichtern gefunden. Heute liegt die Schwerkraft des deutschen Geistes ganz gewiß nicht mehr in Berlin, sondern durchaus in der Provinz. Aber überall sind Machthunger und Geschäftstüchtigkeit wieder am Werke, die Geister nach Berlin, als der allein maßgebenden Zentrale unserer Kultur, zurückzuverweisen. Der Deutsche glaubt schwer an sich selbst. Es ist Gefahr, daß er sich wieder von den Fremden einfangen läßt, mit wie jämmerlichem, sinneverirrendem Kitsch sie ihn auch nur anzulocken imstande sind. Da heißt es, energisch auf diejenigen hinweisen, die draußen im Land sich schaffend als Deutsche bewähren und das Zeug haben, für uns, denen unser Deutschtum ehrlich am Herzen liegt, die Führerschaft zu übernehmen. Schulze-Berghof ist so einer. Man sollte ihn eifriger als bisher beachten. Möchte es ihm vergönnt sein, getragen von seines Volkes Teilnahme, noch den dritten Band seiner „Weltenschau“ zu schreiben, der die Erfüllung der Gesichte bringen müßte, von denen die Ahne sprach, und die wir alle erhoffen.

Bischoffs neuer Roman^{*)}

Von Dr. Robert Petsch

Von Fritz Walter Bischoff erschienen gleichzeitig bei Fr. Linz in Trier ein Gedichtband „Die Gezeiten“ und ein Roman unter dem Titel „Alter“. Von dem ersten sei hier nicht weiter die Rede; er zeigt, daß Bischoff auch auf lyrischem Gebiete seinen Mann steht wie mancher andere. Der neue Roman aber zeigt ihn als einen Eigenen, der persönlich Geschautes mit eigener Gestaltungs- und Sprachkunst darzubieten weiß. Vergleicht man das neue Werk mit seiner früheren Erzählung „Ohnegericht“, so erstaunt man zunächst wohl über die größere Erdennähe des Problems und die Durchsichtigkeit seiner künstlerischen Bewältigung. Aber hier wie so oft in unsern Tagen wird uns klar, was der Durchgang durch die „chaotische“ Periode des „Expressionismus“ denn doch für unsere jüngeren Dichter bedeutet hat. Ohne diesen Durchgang wären sie in unendlicher, wesenloser Psychologie stecken geblieben und hätten die impressionistische Kleinmalerei allenfalls um ein paar Nuancen vermehrt. Wem lag daran? Vielleicht einigen literarischen Snobs, der Kunst ganz gewiß nicht. Jetzt scheint die Dichtung, und die epische voran, so weit zu kommen, in der einzelnen Szene, in der erlauschten Gebärde, im aufgesangenen Wort, in einem Schatten, der im „bedeutamen“ Moment über eine Gruppe fällt, vor allem aber in dem Zusammenklang von Innerem und Äußerem, von Erhabenstem und Alltäglichstem das göttliche Wunder zu ergreifen, das jeder erfüllte Augenblick bedeutet; jetzt bereitet die neue Kunst unser Herz dazu, im eigenen Leben und in dem unserer Umgebung

^{*)} Fritz Walter Bischoff: „Alter.“ Roman. Trier, Fr. Linz, 1925.

solche erfüllten Augenblicke zu belauschen. Und ganz sacht, unmerklich straffen sich in unserer Seele die Kräfte, die inmitten des Getriebes, das wir „Leben“ zu nennen pflegen, auf die wirklichen Lebensakzente zu horchen und die dem „Zufälligen“, dem Bedingten und Momentanen den Stempel des Ewigen, des Notwendigen, des ganz scharf Umrissenen, Wesentlichen, im höchsten Sinne „Persönlichen“ aufzudrücken vermögen. Und darin liegt der hohe, der mehr als „literarische“ Lebenswert dieser Kunst. Die Dichtung von gestern hinterließ in dem Leser leicht das Gefühl, als sei er andauernd der Kurbel eines Kinematographen ausgesetzt, als lauere irgendwo ein Mann von der Feder, der seine zufälligen Gesten belauerte und „aufnähme“; die Folge war die Aufmerksamkeit auf die äußerliche „Form“ des „Auftrittens“. Erreicht aber die Kunst, die sich heute, im Gefolge des Expressionismus unter uns anbahnen will, einmal wirklich ihr Ziel, dann wird die Sorge des Menschen auf ein anderes gelenkt: Wie wirkt unsere Erscheinung auf die Seele derer, die allenthalben, auch im Leben der „Kleinen“, der durchschnittlichen Menschen, nach den verborgenen Spuren des Göttlichen, des Ewigen suchen?

Bischoff hat es wahrlich mit alltäglichen Dingen und mit Menschen zu tun, die noch gestern viel eher der fratzhaften Verzerrung aufgeregter Antibourgeois verfallen wären, als einer tief poetischen Erfassung. Das Alter wird an „Vater“ und „Mutter“ dargestellt. Denn nicht darin liegt das Entscheidende für die alten Pelldrams, daß sie ein ehemals vornehmes, wohlhabiges, jetzt aber dem Verfall entgegeneilendes Kaufmannshaus einer deutschen Kleinstadt in der Nachkriegszeit darstellen: die entscheidende Wendung ihres Lebens gibt das Schicksal ihres Sohnes, der aber nicht im Mittelpunkt der Erzählung steht (welcher Wandel des Problems seit fünf Jahren etwa!), ja der eigentlich in der ganzen Erzählung nicht wirklich auftritt, dessen Schatten nur einmal vorüberhuscht, dessen Schicksal aber (nicht einmal unmittelbar durch den Krieg verschuldet) sich wie ein Schwergewicht auf die Schultern der Eltern legt und sie niederdrückt. Der verlorene Sohn bedeutet eine verlorene Zukunft; um so wichtiger greift nun das Alter diese beiden Seelen an, die einander wenig zu sagen haben, die sich eigentlich nur in der Sorge um den Sohn und im Schmerz um den draußen Verschollenen auf einen flüchtigen Augenblick wiederfinden. Im übrigen zwei Kreise, die sich fortwährend schneiden, ohne sich je zu decken; und dann, herausgehoben aus dem Kleinstädtmilieu, das mit wenig derben Strichen, bisweilen gar etwas zu oberflächlich gekennzeichnet ist, die dritte Gestalt des alten Sonderlings, des Apothekers, in dessen Nähe die „Mutter“ zum letzten (zum ersten?) Male der Wärme und der Leuchtkraft ihres Herzens sich recht bewußt wird — in einem Augenblick, wo es für alle schon „zu spät“ ist; der Zorn des Alten, die süße Sehnsucht der Mutter, der Glückstraum des musikalischen alten Hausfreundes — alles kommt nicht über ein paar Ansätze, über einige gebrochene Töne hinaus, das Alter verwehrt jede starke Regung. Und die Versuche, ihm zu entfliehen, sich zur Kraft des Handelns oder des Fühlens aufzueitschen, führen nur um so sicherer in die Arme des Todes oder offenbaren die Lebensunfähigkeit der Gezeichneten um so deutlicher. Welcher Abstand zwischen den wüsten Trunkszenen im Kontor des alten Herrn, der seinen

Lebensjahren und der harten Not der Zeit noch einmal den Sieg abgewinnen und sich als den starken Mann aufspielen möchte (von fernher an einen Robert Guiskard erinnernd), und der überaus fein abgetönten Szene des Cellospiels bei der Mutter, wo sie und der alte Freund unversehens ins gemeinsame Phantasieren, ins Schaffen, ins geistig-seelische Zeugen hineingeraten, während der brummende Vater dabeisitzt und aus einer andern Welt eine grobe Melodie mit hineinspielen lässt. Hätte Bischoff nichts weiter geschrieben als diese Celloszene, er hätte seinen Beruf zum Dichter endgültig erwiesen. Freilich zu einem Dichter von vorwiegend lyrischem Gepräge, wenn man das Wort recht versteht.

Vielleicht sollte man sagen: ein lyrischer Szenenseher. Denn nicht auf die Handlung kommt es an; sie ist dünn, und ihre äußersten Momente sind fast nichtssagend; auch nicht um die dramatisch belebte Szene ist es dem Dichter zu tun: hier und da dringen vom Jahrmarkt, von einer kleinstädtischen Klatschgesellschaft usw. einmal kräftigere Töne herein, aber sie sind es nicht, die den dichterischen Wert des Buches ausmachen. Aber die wundervolle Verwendung der Natur, aller Stimmungswerte der Jahres- und Tageszeiten, auf gefangener Seufzer und zarter Handgebärden, das deutliche Reden des „Unbelebten“, des Verstummens und des Schweigens in der Außenwelt und im Zimmer, die verborgene Poesie all der halben, gebrochenen Töne, die in Wahrheit auf mächtige Strömungen hinweisen, wie sie fortwährend durch uns hindurchgehen und aus Ewigkeiten in Ewigkeiten zu verschließen scheinen, das ist das wunderbar Ergreifende: diese Austiefung der Szene, freilich nicht im Sinne einer konkreten Ballung innerhalb festgezogener Grenzen; dies ewige hinauslauschen in das Unbestimmbare, das doch nicht zur Verflüchtigung des „Bildes“ führt, sondern auch im Sinnlich-Gegebenen alle Farben, Formen und Töne noch im Sinne des Bedeutbaren verstärkt und verschärft, bis ein neues, schöneres, im geistigen Sinne „treueres“ Bild mit ganz neuen Empfindungswerten und Gefühlstonen ersteht, das alles macht die Stärke des Buches aus. Und es ist kein Zweifel, daß der Dichter am mächtigsten da unser Herz ergreift, wo er die Welt durch das Auge der Mutter sieht: was wird da alles für uns lebendig, wenn wir mit den Augen dieser scheinbar „alltäglichen“, „kleinbürgerlichen“, früh gealterten und innerlich „leer“ gebliebenen Frau sehen lernen, in deren Seele so unermäßliche Reichtümer ungehoben schlummern oder zu spät ans Licht kommen, um noch „ausgenutzt“ zu werden. Dies „zu spät“ ist die Grundnote der tragischen Erzählung, und sie drückt uns doch nicht nieder, weil das späte Erwachen ein um so feineres, tieferes, reiferes Leben bedeutet. Wäre das Leben seinen alten Gang ohne äußere Störungen fortgegangen, diese Menschen wären ohne eine Ahnung von dem, was ihnen eigentlich fehlte und was ihnen doch „gegeben“ war, ins Grab gegangen. Aber unmittelbar vorher wird ihnen ein Augenblick der Verinnerlichung, der seelischen Aufschließung durch den Schmerz gewährt. Und dieser Augenblick ist tief bedeutsam im symbolischen Sinne. Der Dichter selbst mag das „Leben“, in dem jene wundervollen Werte täglich erstarren und versanden, mit solchen Blicken betrachten. Aber unser Herz bis in die Tiefen aufzuhülen kann seine Darstellung erst dann, wenn er seine mitleidvolle Schau in die Seelen der

Dahingehenden selbst überträgt. Das ist Walter Bischoff gelungen, und nun klingen seine wundervollen Melodien in uns nach, und in stillen Stunden greifen wir mit einer süßen Sehnsucht wieder nach seinem Buche zurück, das zu großen Hoffnungen berechtigt.

Dr. Albert Bovenschen

Von Franz Mahlke

„Das einzige, was wir von den Polen lernen können, das ist das feste Zusammenhalten unter uns.“ — Kein Geringerer als der Altreichskanzler gab den dreitausend ostmärkischen Varzin-Fahrern vor dreißig Jahren diesen Rat. Ferdinand von Hansemann, Hermann Kennemann, Heinrich von Tiedemann traten als zielklare und unerschrockene Führer des Deutschen Ostmarken-Vereins auf den Plan, der nicht ein Verein „gegen die Polen“, sondern „für die Deutschen“ sein wollte — ein Volksverein, dem jeder Deutsche ohne Unterschied der Partei, der Konfession, des Ranges und Standes angehören sollte, dem deutschen Volkstum dienstbar.

Eine zur Tat drängende nationale Begeisterung, gepaart mit dem seltenen Reichtum alles umgreifender organisatorischer Fähigkeiten, riß den nunmehr sechzigjährigen Dr. Albert Bovenschen aus der bunten Mannigfaltigkeit des Berliner Presselebens und führte ihn wieder in seine ostmärkische Heimat zurück. Er wurde leitender Geschäftsführer des Vereins und Herausgeber der „Ostmark“. Was sich in dem knappen Rahmen über Dr. Bovenschen's Verdienste um das Deutschtum im Osten wie über sein nationales Wirken im Reiche sagen läßt, das sei aufgezeigt.

Es gibt kaum eine ostmärkische Frage, der Dr. Bovenschen nicht mit der ihm eingeborenen Gründlichkeit nachgegangen wäre, kaum einen Flecken, in dem er nicht selber mit der Fackel seiner mitreißenden Rednergabe hineingeleuchtet hätte in die ahnungslosen Dämmerseelen denkträger Heimatbrüder. Um ein Thema aufzugeben: „Die Sprachenfrage in den Ostmarken.“ Er geht den Tatsachen mutig zu Leibe: „Die Nationalität folgt der Sprache!“ und sagt mit diesem fundamentalen Satz die peinvolle Wahrheit, daß es der Neigung des deutschen Volkes — wie die Geschichte beweist — leider entspricht, sich in sprachliche Abhängigkeit zu begeben, was in der Folge eine sichere Entnationalisierung bedeutet. Ueber diese Erkenntnis aber hinaus weist er als Sprachpsychologe den Weg, wie diesen Gefahren zu begegnen und wo der Hebel anzusehen ist. Er verfolgt in strenger Sachlichkeit und Gründlichkeit diese Frage und kommt zu einem neuen großzügig ausgeführten Thema: „Die Schule in den Ostmarken“. Er sagt: „Die Hebung der Schule muß das nächste Ziel großangelegter staatsmännischer Politik sein.“ Durch seine überzeugenden Darlegungen, unterstützt von statistischen Belegen, gewann er oft weitreichenden Einfluß und trug zur Beseitigung des vielerorts bestehenden Schulelends in hohem Maße bei. — „Änderungen von Familien- und Ortsnamen“ war ein anderes seiner mit zwingender Logik durchgeföhrten Themen. Kurz: Die Vielseitigkeit seiner Bildung — er studierte

von 1882 bis 1887 in Breslau, München, Leipzig, Berlin Nationalökonomie, Staatswissenschaften, Germanistik, Geschichte, Philosophie — ermöglichte es ihm, allen Anforderungen einer so verantwortungsvollen Stellung gerecht zu werden. —

Ein Weh umkrampt unser Herz, wenn wir heute sehen müssen, daß nach dem glänzenden Aufstieg des Deutschtums im Osten hoffnungsvolle Saat, blühendes Volkstum preisgegeben ist. Dr. Bovenschen gehörte zu jenen Scharfsichtigen, die seit Jahren die geheime Zersetzungswirkung an dem Bismärkischen Werk beobachteten. Eine Reihe größerer Werke unterrichten über sozialpolitische Fragen. Er erweist sich in allen seinen Schriften als ein volkswirtschaftlicher Denker von schärfster Urteilsbildung, und als ein Meister der Sprache weiß er die Frucht seiner Arbeit in eine Form zu bringen, die die meisten Erscheinungen der Nachkriegsjahre in der soziologischen Literatur weit hinter sich läßt. Wir grüßen den 60jährigen als einen allzeit aufrechten Mann, der sich des Adelstums der deutschen Volksseele bewußt ist, und freudig stehen wir zu seiner volkspsychologischen Erkenntnis: „Unsere deutsche Eigenart wurzelt in der deutschen Heimat, die uns geboren, die unsere ersten lallenden Laute gehört hat, in die alles, was in Jahrtausenden Geschlechter vor uns gedacht und geschaffen, geliebt und gelitten hatten, unzerstörbar versenkt ist.“ Vaterländisches Leben, deutsche Kultur zu pflegen — immer und trotz allem — das ist sein Wederkuf an das deutsche Volk, das er sammeln will zu einer Geistigungsgemeinschaft unter der Fahne „Deutsche Heimat“.

Gutti Alsen-Abend in Königsberg

Von Fritz Kudnig

Ein Verhängnis lastete über dem Abend. Viktoria Strauß, die Lesende, war unpäßlich. Sie las trocken. In der ersten halben Stunde nach dem Beginn öffneten sich öfters laut knarrend die Flügeltüren. Die neuen Ankömmlinge suchten geräuschvoll ihre Plätze. Unter — dem Fußboden, eine Treppe tiefer, spektakelten fast ununterbrochen Jazz und Jimmy. Kurz; der Zuhörer war von vielen Seiten „sehr in Anspruch genommen“; es war nicht leicht, seine Nerven zusammenzuhalten.... — Und nun geschah das Wunder: den knarrenden Türen, den rücksichtslosen Spätlingen, den spektakelnden Brüdern Jazz und Jimmy zum Trotz — war man plötzlich eingefangen vom Netz der Dichterin....

Das Sprach-Netz der Dichterin Gutti Alsen ist aus feinstem Gespinst. Es ist aus dunkelfarbener Seide und nachtschwarzem Samt. Seltsame Bilder sind darein gestickt, seltsam in Form und seltsam im Wesen und kostbar im Material. Ungewöhnlich erscheinen wohl manche dieser Bilder dem Gewöhnlichen. Gutti Alsen schreibt nicht (und schrieb nie) für die Gewöhnlichen. Sie schrieb nie für den Markt. Sie wird auch nie für das „Volk“ schreiben. Dazu steht sie zu sehr abseits von dem Volke. Dazu ist sie zu sehr eingeschlossen in den strengen Kreis ihrer menschlichen und künstlerischen Kultur. Und doch hat sie etwas, was im allgemeinen immer zur Allgemeinheit sprechen sollte: Seele. Alle ihre Werke

sind aus ihrer Seele geboren. Aus ihrer Frauen-Seele. Es ist die Seele Einer, die viel Bitternis erfuhr in ihrem Leben. Es ist die Seele Einer, die nie ganz loskommt von sich selbst und ihren immer, immer offnen Wunden. In allen ihren künstlerischen Gestalten ist der beste, wesentlichste Kern: sie selbst. So werden ganz zu ihr und ihrer Kunst wohl immer nur solche finden, die irgendwie, wie sie selber, teilhaben am Leid, das der Seele vom Leben kommt. Denen wird sie sein wie eine leise, tieftraurige und doch so liebe, dunkelsüße Melodie, eine Melodie, die wieder und wieder von der ewigen Sehnsucht ihrer Seele singt. Den Resoluten und Bewußten aber, die kühl und selbstbewußt das Leben meistern, denen das Leben nur ein Sachliches, ein klar Umgrenztes und Erkanntes, ein zielgewiß zu formendes Objekt, werden die Wege zu ihr verschlossen bleiben.

Viktoria Strauß las zwei Novellen, drei Gedichte und den Anfang des noch unveröffentlichten Romans „Die Fremde“. Sie hatte sich ganz in die Dichterin hineingefühlt und brachte trotz ihrer Unpäuschlichkeit den Hörenden das Werk der Dichterin nahe, wiewohl sie manche leisere Schönheit überlas. Dafür brachte sie Dramatisches in besonderer Lebendigkeit. Die Lesende war ihrer Krankheit wegen leider gezwungen, wesentliche Teile des Programms fallen zu lassen; u. a. eine Novelle: „Der Astronom“. Auch wurden statt der geplanten zwanzig nur zwei Seiten des Romans gelesen, was einen etwas unvermittelten und klanglosen Schluß des Abends ergab. Daß man aber, trotzdem infolge dieser Programmwidrigkeiten das Stärkste (die erschütternde Novelle: „Das Experiment“) am Anfang gegeben wurde, der Dichterin naheblieb und, was sie geschenkt, noch lange im Herzen bewegte, zeugte von der Innlichkeit der Dichterseele, deren Schwingungen man vernommen.

Ein Nationalmausoleum

Von Professor Ernst Hammer

Es mag merkwürdig anmuten, über die letzte Ruhestätte von Männern sprechen zu hören, die noch nicht gestorben sind, die noch wie ein Wahrzeichen alter Größe ungebrochen mitten unter uns stehen. Aber es gibt Menschen, die nicht mehr sich selbst gehören, die in ihrem ganzen Sein so sehr über das Nur-Individuelle hinausgewachsen sind, daß sie den Sinn eines ganzen Volkstums in sich fassen. Sie gehen aus der Zeit und Geschichte heraus in die Ewigkeit, sie werden Mythos, Nationalheld. Als solch mythischer Nationalheld lebt unter uns Friedrich Barbarossa. Der Sinn der alten deutschen Kaiserzeit steht in ihm leibhaftig vor dem Volksbewußtsein. So ist uns schon jetzt Hindenburg der Gestalt gewordene Inhalt der letzten großen Zeit, er ist eigentlich schon verklärt, da sein Bild im Bewußtsein des Volkstums unverrückbar feststeht, er ist schon bei Lebzeiten eine mythische Gestalt geworden, ein treuer Eckehard unseres Volkes, Krieger und treuer Diener, schlicht und groß, siegreich und besieden, menschlich und furchtlos, warnend und stets hilfsbereit. Darum mag es verziehen werden, wenn wir schon jetzt von seinem Mausoleum sprechen.

Wir leben in einer so furchtbaren Zeit der Zersetzung, daß alle Einsichtigen nur immer wieder darauf bedacht sein sollten, Heiligtümer zu wahren oder gar neu zu erbauen. Ehrfurcht schaffen, alles Ehrfurchtgebietende verehren! Die katholische Kirche hat immer verstanden, ihre großen Männer, die Heiligen und Märtyrer, im Bewußtsein der Gläubigen lebendig zu erhalten, sie leben in den Gemütern weiter, auch wenn sie von der Erde gegangen sind. Das sollte ein Volk mit seinen großen Männern auch tun. Aber wieviel haben wir Deutschen darin gefündigt! Wer kennt denn wirklich wesentliches vom alten Blücher, von Gneisenau, Scharnhorst oder einer so merkwürdigen Gestalt wie dem alten Derfflinger? Wir haben nur eine ganz leere Vorstellung von diesen Männern. Hier laßt uns Wandel schaffen! Aber das letzte sei uns das nächste: der Weltkrieg!

Schon überzieht sich unser Vaterland mit einem ganzen Heer von Kriegerdenkmälern. Vergleichen wir sie mit denen des Krieges 1870/71, dann können wir doch wieder Hoffnung schöpfen, denn sie zeigen, selbst auf entferntesten Dörfern, Stil und Größe. Aber ein Denkmal fehlt uns, in dem, alles umfassend, die ganze Größe, Furchtbarkeit und Tragik unseres Weltkrieges verkörpert vor unsren Augen dastände. Hier müßte mit Riesenhänden gearbeitet werden und die Wucht der steinernen Sprache müßte unsere Seelen erschüttern. In ihm sollten die großen Heerführer unsrer Tage zur letzten Heerschau sich versammeln.

Aber wir sind ein armes Volk geworden und werden daher dieses Riesenwerk nicht schaffen können. Nun steht in deutschen Landen solch ein Bau, der uns auch zum Symbol unsrer heutigen Zeit werden könnte: das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. In seine Kryptabettet unsre großen Toten!

Und der gewaltige Bau scheint auch auf sie zu warten. Dreiteilig ist der Innenraum: die wundervolle Kuppel mit dem Friese der heimkehrenden Reiter, die Ruhmeshalle mit den vier Kolossalfiguren, den Sinnbildern der deutschen Volkskraft, des deutschen Heldenmutes, der deutschen Opferwilligkeit, und, wenn man über die kreisrunde Brüstung der Siegeshalle hinabsieht, die Krypta, umringt von den riesenhaften Schicksalsmasken mit den trauernden Kriegern, die mit ihrem gewaltigen Ernst hinabsehen auf den Boden, unter dem schlafend gedacht sind die Opfer der Befreiungskriege. Hier, schlicht und groß, in der Mitte der Krypta, laßt uns dem großen Mann, dem Sinnbild gewesener Ruhmestage, die Stätte bereiten, wo er, Geschichte geworden, uns herbeirufen wird zu stillen Stunden der Versenkung, Deutschland im Herzen und die Freiheit im Sinn. Dann wird dieser Bau, von dessen Sinne die Hüter der Freiheit weit ins Land schauen und an dessen Eingang Sankt Michael als Sinnbild der deutschen Erhebung Wache hält, nicht mehr ein leeres Denkmal sein, sondern ein Tempel der Besinnung und Hoffnung, gefüllt von dem Geiste derjenigen, denen er zur letzten Wohnung geworden.

Dies schon jetzt zu sagen, fühle ich mich schon lange gedrängt. Denn kommt die Zeit, wo die Nacht dem allverehrten Manne über die Wimper sinkt, dann wären diese Worte zu spät, denn die Toten eilen in die Gräfte.

Dir aber, treuer Eckehard unsres Volkes, brechen wir die Eichenzweige herab und flechten sie dir zum grünenden Kranz unsrer Dankbarkeit und Verehrung. Ihn in der Hand mögest du noch lange unter uns stehen und mit deinem väterlichen Wort uns helfen und raten, wie du es bisher getan hast. Denn die Verwaisten brauchen des Führers, und unsere Trauer sucht nach Trost.

Der Deutsche Heimatbund Danzig

Von Senator Dr. H. Strunk

Da das Vereinsjahr sich seinem Ende nähert, soll den vielen, außerhalb Danzigs wohnenden Freunden unseres Deutschen Heimatbundes einiges über die Arbeit und die Erfolge mitgeteilt werden, nachdem zuletzt im 3. Heft des 5. Jahrganges dieser Zeitschrift die grundsätzliche Seite seines Wirkens behandelt worden ist.

Der Höhepunkt in diesem Vereinsjahr, ja vielleicht in der ganzen bisherigen Tätigkeit, war die 4. Deutschkundliche Woche im Oktober 1924, zu der ich im letzten Danzig-Heft aufgerufen habe. Sie war unter das Thema „Unsere Heimat und die deutsche Dichtkunst“ gestellt und nahm infolge der Beteiligung Max Halbes, Paul Enderlings, Gustav Roethes und der Königsberger Germanisten Ziesemer und Ranke einen ausgezeichneten Verlauf. Sämtliche Vorträge, Bühnenaufführungen, Morgen- und Abendfeiern und die Ausstellung in der Stadtbibliothek waren gut besucht und erregten große Teilnahme, die Danziger Presse und die große Presse des Deutschen Reiches nahmen lebhaften Anteil an der Veranstaltung, und es darf gehofft werden, daß der auf das geistige Leben Danzigs ausgeübte Eindruck ein nachhaltiger sein wird.

An öffentlichen Veranstaltungen darnach sind zu nennen folgende Lichtbildvorträge: Dr. Lütschwager, Lebensbilder aus der heimischen Naturwelt mit anschließenden Führungen durch die naturkundliche Sammlung des Museums für Naturgeschichte; Dr. La Baume, Die vorgeschichtlichen Funde aus Danzigs nächster Umgebung; Dipl.-Ing. Schmidt, Alt-danziger Schriftkunst; Else Hoffmann, Volkstümliche Puppen. Außerdem fand anlässlich der Anwesenheit der Vorsitzenden der reichsdeutschen Vereine der Danziger eine Begrüßung im Rechtstädtischen Rathause statt mit anschließendem Vortrage, A. Schmidts über das Rechtstädtische Rathaus.

Ein wichtiger Fortschritt in der Heimatbundarbeit wurde erzielt durch die Begründung einer Schriftenreihe „Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes“, die in einzelnen Heften vier- bis sechsmal jährlich erscheinen und den Zweck haben, heimatkundliche Einzelfragen in volkstümlicher Weise zu behandeln. Bisher sind die drei ersten Hefte erschienen: A. Schmidt, 100 alte und neue Volksrätsel aus Westpreußen; A. Matthaei († 12. Januar 1924), Daniel Chodowieckis Stellung in der deutschen Kunst; S. Rühle, Dorothea von Montau, die Heilige des Preußenlandes. Die nächsten Hefte behandeln die Naturschutzgebiete in der Freien Stadt Danzigs (Lütschwager), Westpreußen und das deutsche Geistesleben (G. Roethe), Die Flurnamen der Koschneiderei (Rink). Wir hoffen, durch diese

Hefte die Kunde unserer Heimat in weitere Kreise zu tragen und den Zusammenhang der auswärtigen Danziger und Westpreußen mit ihrer alten Heimat zu stärken.

Die einzelnen Ausschüsse arbeiteten auf ihrem Arbeitsgebiete weiter und wandten sich, angeregt durch das Danziger Gesetz über den Denkmal- und Naturschutz, insbesondere auch den Fragen des Schutzes und der Pflege der Denkmäler zu. Für Vorarbeiten zur Begründung eines Heimatmuseums im Schloß zu Oliva wurden Mittel bewilligt. Der Ausschuß für Kultur- und Heimatpflege auf dem Lande hat Beziehungen zu dem Landbunde angeknüpft und wird sich seiner volksbildnerischen Tätigkeit auf dem Lande nunmehr auch in mehr praktischer Weise widmen.

Die äußere Entwicklung des Heimatbundes war unter der Einwirkung der Festwährung eine günstige. Die Zahl der Mitglieder ist so gewachsen, daß eine weitere erhebliche Vergrößerung nur bewältigt werden kann, wenn ein hauptamtlicher Geschäftsführer bestellt wird. Die Verbindung mit den angeschlossenen Vereinen der Danziger im Deutschen Reiche, insbesondere in Ostpreußen, ist eine engere geworden, die Ortsgruppen im Freistadtgebiet selbst haben in der bisherigen Weise weiter gearbeitet.

Die Schatzkammer

Norddeutsches Jahrbuch, herausgegeben von Wilhelm Scharrelmann*)
Von Senator Dr. H. Strunk

Hat dieses neue Jahrbuch neben den vielen schon bestehenden Almanachen und Jahrbüchern eine Daseinsberechtigung, müssen wir uns fragen. Es ist ein stattlicher Band von 406 Seiten in schwefelgelbem Leinen mit lila Schnitt, in wohltuendem Schriftsatz und tadellosem Papier. Aber gibt es nicht genug andere Jahrbücher in künstlerisch einwandfreier Form? Der Geleitspruch des Jahrbuches „Gedenket der Lebenden“, der eine Brücke schlägt zwischen uns schaffenden Menschen und den empfänglichen Seelen unserer Zeit, führt uns dazu, das Jahrbuch als ein Bekenntnis schöpferischer Gegenwart zu werten. Der Unternehmer ist nicht ein einzelner, nicht eine Zeitschrift, nicht ein Verlag, die ihre Schätze vor uns breiten, sondern ein Kreis norddeutscher Künstler, der sich durch Blutsgemeinschaft und Gesinnungsverwandtschaft verbunden fühlt, nicht durch eine bestimmte Richtung oder die Pflege eines Istrus zusammengehalten wird, es ist der dem Kreis der Kogge Nahestehenden, deren Hauptvertreter kürzlich der Bremer Herausgeber W. Scharrelmann in prächtigen Charakteristiken in der Zeitschrift „Niedersachsen“ und in den „Ostdeutschen Monatsheften“ behandelt hat. Wir begrüßen diese norddeutschen Männer herzlich in diesen Blättern und hoffen auf ein fruchtbare Wirken der neuen Gemeinschaft für das geistige Leben unseres Volkes.

*) Verlag Schünemann, Bremen. Es ist geplant, ein Sonderheft über Niedersachsen und Ostmark mit besonderer Berücksichtigung der Kogge herauszugeben. Die Schriftleitung.

Die „Schatzkammer“ will sich stützen auf die lebendig sprudelnden Quellen norddeutschen Volkstums und die norddeutsche Wesensart der Dichter und Künstler. Und da die Kunst, und zwar die Kunst der unmittelbaren Gegenwart, den vornehmsten Ausdruck des geistigen Wesens unseres Volkes bildet, wird das Jahrbuch nicht nur von den Stammverwandten, sondern von dem ganzen großen Volksdeutschum dankbar aufgenommen werden. Gerade die Ostdeutschen werden an der „Schatzkammer“ große Freude empfinden, da auch sie zum großen Teil sich stammverwandt oder doch wahlverwandt fühlen, wenn auch Werner Mahrholz, dessen Deutung der norddeutschen Seele ich gern beipflichte, den ostdeutschen Menschen arg verzeichnet hat, da er die Zutat des Slawentums zum Blute der Ostdeutschen überschätzt und dem Rassenmerkmal zu viel und den geschichtlichen Werten zu wenig Gewicht beimißt.

Der Stoff ist umfassend, die Zahl der Mitarbeiter ist groß, so daß diese kurze Anzeige den Jahrbuch-Inhalt und seine Bedeutung nur andeuten kann. Von den Dichtern und Denkern des Jahrbuchs seien genannt: Augustin Wibbelt, Walter von Molo, Rudolf Eucken, Hermann Encke, der Flämme Berend de Vries, Karl Röttger, Josef Winkler, der Mitherausgeber der Zeitschrift „Niedersachsen“ Friedrich Lindemann, Ludwig Hinrichsen, Waldemar Bonsels, Erich Bockmühl, August Hinrichs, der Flämme Felix Timmermanns, der seine flämisch geschriebene Erzählung „Het Masker“ mit drei eigenen prächtigen Holzschnitten geschmückt hat, Hans Franck, Hans Friedrich Blunck, Paul Ernst, Katharina Botsky, Henny Maria Blanke, Otto Anthes, Fritz Schumacher, Hans Ehrke, Ludwig Bäte, Manfred Hausmann, Karl Wagenfeld, Kurt Siemers, D. H. Sarnecki, unser Carl Lange, dessen innerstes Wesen und dichterische Gabe von Scharrelmann in „Niedersachsen“ so tief empfunden gewürdigt ist, Kurt Küchler, Ina Seidel, Paul Schurek, Hermann Claudius, Hans Bethge, Carl Albert Lange, der Fridericus-Forscher Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Robert Garbe — manche von ihnen bisher der großen Öffentlichkeit weniger bekannt. Mehrere sprechen zu uns in ihrer heimischen plattdeutschen Mundart. Dazu treten in bedeutungsvollen Abhandlungen Gelehrte und Künstler, die uns Persönlichkeiten und Probleme norddeutscher Kultur nahe bringen: Gustav Pauli, der den vor 100 Jahren verstorbenen Hamburger Maler Julius Oldach charakterisiert (sechs Bilder), A. Hoff, der Thorn-Pikkers Glasmalkunst behandelt (ein farbiges und vier andere Bilder), Hans Rolfs, der uns in die große plastische Kunst Ernst Barlachs einführt (vier Bilder), G. F. Hartlaub, der die Bedeutung Friedrich Wagenfelds als des Autors der Bremer Volkssagen würdigt, Emil Waldmann mit einem Aufsatz über Leibe als Radierer (fünf Radierungen) und der verstorbene John Eymers, der uns in die norddeutsche Fayence-Manufakturen einführt (drei farbige und 19 andere Bilder).

Am Schluß befinden sich sechs Berichte, die vermöge der tiefen Erfassung des behandelten Stoffes und der Meisterschaft der Darstellung, nicht bloß die Sache selbst in reizvoller und anregender Weise erschöpfen, sondern auch die Autoren selbst in ihrer Eigenart erkennen lassen; auch hier dieselbe vornehme Sachlichkeit, Ruhe und beherrschte Spannung, die alle Beiträge auszeichnet und zur norddeutschen Wesensart gehörig erkennen läßt: Werner Lindner, der

Geschäftsführer des Bundes Heimatschutz, durch sein großes Werk über das niedersächsische Bauernhaus besonders zur Darstellung norddeutschen Heimatschutzes berufen, Sarnecki, die Lyrik des letzten Jahres, Hans Martin Elster, die Novellendichtung der Gegenwart, Robert Garbe, plattdeutsche Lyrik, Hermann Quinstorff, der plattdeutsche Roman, Ludwig Hinrichsen, das plattdeutsche Drama, Klaus Witt, plattdeutsche Laienbühnen.

So vielseitig das Buch ist, so ist es doch eine in sich geschlossene Einheit. Wohltuend und trostreich, voll Bejahung in der heutigen Zeit der Zersetzung und Entartung, erscheint mir die Schatzkammer als ein Beweis dafür, daß der heldische Gedanke in unserm Volke noch lebt, und daß wir von dem norddeutschen Menschentum noch viel für seine Erhebung hoffen dürfen.

Die Entwicklung des Volksverbandes der Bücherfreunde

Wenn wir auch des öfteren besonders charakteristische Neuerscheinungen des Volksverbandes der Bücherfreunde in unserer Bücherschau besprochen haben, und wenn auch eine recht stattliche Anzahl von Lesern unserer Zeitschrift gleichzeitig Mitglieder dieses heute mehr als 250 000 Mitglieder zählenden Verbandes sind, und seine segensreiche Arbeit in immer neue Kreise weiter tragen helfen, so gibt es doch noch immer in allen Ständen unseres Volkes geistig interessierte Menschen, die dieser Kulturgemeinschaft noch nicht angehören. Vielleicht hat noch keiner der äußerst vielseitigen und gut übersichtlichen Prospekte den Weg in ihr Haus gefunden, oder es hat ihnen noch keiner ihrer Bekannten eine Beitrittsklärung zur Unterzeichnung vorgelegt, so daß auch sie an den Vorteilen dieses Verbandes teilhaben können, während der, der dem Verbande ein neues Mitglied zuführt, für sich selbst eines der literarisch wertvollen Liebhaberbändchen als Lohn für seine Mühe vom Verlage kostenlos empfängt.

An alle diejenigen also, für die die drei Buchstaben „V. d. B.“ noch keine vertrauten alten Freunde geworden sind, seien diese Zeilen gerichtet.

Gegründet wurde der Volksverband der Bücherfreunde im Jahre 1919. Vom ersten Tage an war der Erwerb der Mitgliedschaft kostenlos. Wer Mitglied wird, verpflichtet sich zur Abnahme von vier Bänden der Jahresreihe. Es ist durchaus irrig, wenn man meint, der V. d. B. sei nur eine Einrichtung für Leser, die noch einer Anleitung bedürfen, um ein Verhältnis zum guten Buch zu gewinnen, während der verwöhnte Buchliebhaber die Verpflichtung zur Abnahme der Jahresbände als eine Beeinträchtigung seines freien Willens ansehen müsse. Der V. d. B. hat Dank seiner Reichhaltigkeit, seiner geistigen Vielseitigkeit und der bibliophilen Qualität seiner Bücherscheinungen alle Mittel in den Händen, einem jeden etwas Neues, Wertvolles und durch beispiellos geringe Preise Einzig-dastehendes zu bieten.

Überblickt man einmal die jedem Katalog beiliegende Liste aller noch beziehbaren Bände der Auswahlreihe (Bände, die jeder neben den Jahresbänden zur freien Wahl beziehen kann), so wird

selbst der verwöhnteste Leser aus der Fülle der Werke der Weltliteratur, der Kunst, der Wissenschaft, des Schönenstigen, der Memoiren- und Jugendliteratur Vieles, das selbst ihm noch fremdes Geistesgut ist, herausfinden.

Auch seine Klassiker-Ausgaben: Goethe, Schiller, Kleist und Shakespeare (letztere in Vorbereitung) haben sich durch ihre Mustergültigkeit das Lob und die Anerkennung der gesamten deutschen Presse verdient.

Aus der ständig steigenden Zahl der Mitglieder und aus der immer größeren Vielseitigkeit der Darbietungen er sieht man, daß die glückliche Entwicklung des Verbandes für den Verlag ein steter Ansporn gewesen ist, das Gute immer noch besser zu machen.

Endlich seien noch die graphischen Kunstmappen erwähnt, mit denen der Verband Werke erster deutscher Künstler herausgibt. Es handelt sich bei diesen Mappen jedoch nicht um Vervielfältigungen sondern um handsignierte Originale erster deutscher Künstler.

Stets war es der Grundsatz des Verbandes, für einen geringen Preis nur das Beste und Edelste zu geben. Und darin liegt auch zweifellos das Geheimnis seines Erfolges, zu dem jeder geistig lebendige Deutsche beitragen sollte, um teilzuhaben an einer Kulturarbeit, die unser Volk festigt und eint.

F. A.

Reichszentrale für Heimatdienst

Die Reichszentrale für Heimatdienst, Landesabteilung Osthessen, die laut Reichstagsbeschuß vom 5. Juli 1921 der sachlichen Aufklärung über außenpolitische, wirtschaftspolitische, soziale und kulturelle Fragen, und zwar nicht im Geiste einzelner Parteien, sondern vom Standpunkt des Staatsganzen, dient, gibt für das Jahr 1924 folgende statistische Zahlen über ihre Tätigkeit bekannt:

An Druckschriften wurden verbreitet:

34 655 Flugschriften (sogenannte Richtlinien),

9 647 Broschüren und Bücher,

85 000 Flugblätter,

8 568 Plakate.

An Zeitungsartikeln wurden insgesamt 123 verschiedene Aufsätze an Zeitungen aller Parteirichtungen gleichzeitig versandt.

Die Vortragstätigkeit war im Wahljahr sehr eingeschränkt, da in den Wahlzeiten, um jeden Anschein von Parteilichkeit zu vermeiden, keine Vorträge abgehalten oder vermittelt wurden. Die Landesabteilung veranstaltete staatsbürgerliche Kurse, sogenannte Wochenendtagungen, in Allenstein, Tilsit und Sensburg und eine Grenztagung für Ostdeutschland in Lözen. Bei diesen Tagungen wurden insgesamt 14 Vorträge wirtschaftspolitischer, außenpolitischer und staatsbürgerkundlicher Art in überparteilichem Sinne gehalten. Außerdem vermittelte die Landesabteilung von ähnlichen sachpolitischen Vorträgen an Vereine, Berufsorganisationen und Gewerkschaften jeder Richtung insgesamt 31. Lichtbilderserien mit Begleittext und auf Verlangen mit Apparat wurden im Laufe des Jahres 100 Stück an Vereine, Organisationen usw. in der Provinz verliehen.

Die Leitung der Landesabteilung liegt seit 1. Dezember 1923 in den Händen des Schriftstellers Alfred Hein. Der politische Beirat der Landesabteilung Ostpreußen setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Landtagsabgeordneter Eduard Kenkel (deutschnational), Landesgeschäftsführer Dr. Richter (deutschnational), Verwaltungsgerichtsdirektor Bochali (Deutsche Volkspartei), Stadtrat Dr. Hoffmann (Deutsche Volkspartei), Studienrat Hönnikes (Zentrum), Kaufmann Moritz Welke (Zentrum), Stadtarzt Dr. Genzen (Demokr. Partei), Generalsekretär Streichert (Demokr. Partei) und Reichstagsabgeordneter Schulz (Sozialdemokratische Partei).

Die Landesabteilung hat am 1. Oktober 1924 ihre Diensträume vom Hintertragheim 48a nach der Neuen Oberpostdirektion Hansaring Zimmer 243 und 244 verlegt.

B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird leinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Der aber in das gute Land gesetzt ist, der ist es, wenn jemand das Wort höret, und versteht es, und dann auch Frucht bringet; und eisliches trägt hunderifälig, eisliches aber sechzigfälig, eisliches dreißigfälig.

Gv. Matthäi 13, 24.

Walter v. Molo: „Ein Volk wacht auf“, herausgegeben für Schulzwecke von M. Ritscher, 1925, Verlag Velhagen & Klasing.

Es ist ein Zeichen für den guten Geist, der in den bekannten deutschen Schulausgaben des Verlages Velhagen & Klasing waltet, daß als Band 202 soeben Walter von Molos Roman „Ein Volk wacht auf“ in einer Auswahl erschienen ist. Walter von Molo, auf den die deutsche Jugend vertraut und von dem die ausgeprägt deutsch empfindenden Kreise noch viel erhoffen, gehört mit seinem großen Schillerroman und der Romantrilogie „Ein Volk wacht auf“ unbedingt in die Schule. Und wer mit seinen Schülern in Begeisterung diese Auswahl behandelt, der wird die ergriffende Wirkung empfinden, die dem Leser das Blut gefrieren läßt, Tränen in die Augen treibt, das Herz hoch schlagen läßt. Die Jugend wird in der Lektüre nicht bloß den Geist des großen Königs und den Freiheitssturm der Volksaufhebung von 1813 spüren, sondern sie wird dabei auch

einen Dichter unserer Tage kennenlernen, der ein großer Gestalter und eine ernste, fruchtbare Kämpfernatur ist, die ihr leidenschaftliches Ringen um den Sinn des Lebens auf die empfängliche Seele der Leser überträgt.

Es ist schwierig, aus einem so umfangreichen und gehaltvollen Werk eine Auswahl zu treffen, die das Wesentliche nach beiden Richtungen hin zur Geltung bringt. Wir danken es dem Herausgeber, Studienrat Dr. Martin Ritscher vom Gymnasium in Wernigerode, daß er mit seinem Geschmack eine wohlgefahrene Auswahl aus den drei Teilen des Romans getroffen hat. Es war ihm nur darum möglich, weil er mit liebendem Verstehen in die Persönlichkeit des Dichters eingedrungen ist, wie die ausgezeichnete Einleitung zu der Schulausgabe beweist. Die am Schluß befindlichen Anmerkungen vermitteln zwischen den vier Stücken aus dem „Fridericus“ (nunmehr im 71. bis 80. Tausend in den gesammelten Werken Molos erschienen, aber auch als Einzelausgabe erhältlich), den sieben Stücken aus der „Luise“ und den neun Stücken aus dem letzten Teil „Das Volk wacht auf“ den Zusammenhang, der bei Molo, dem Meister des dramatischen Romanstils, schon an sich leichter zu finden ist als bei andern Dichtern. Ich möchte den gesund empfindenden Jüngling sehen,

Sparkasse der Stadt Zoppot

(Mündelsicher)

Rathaus, Schulstraße 23-27

Wechselkasse

gegenüber dem Bahnhof
geöffnet werktäglich das ganze Jahr
vormittags und nachmittags

Wechselkasse

am Kurhause
geöffnet während der Kurzeit

Erledigung sämtlicher geldgeschäftlichen
Aufträge * An- und Verkauf von sämt-
lichen ausländischen Noten und Schecks
zu den günstigsten Kursen * Geldüber-
weisungen im In- und Ausland * Aus-
stellung von Reisekreditbriefen, welche
bei allen Sparkassen und Girozentralen
ohne Umstände eingelöst werden können

KONTOKORRENT, GIRO- UND SCHECKVERKEHR KREDITGEWÄHRUNG

Annahme von Spareinlagen und
Depositen in Danziger Gulden
und Auslandswährungen gegen
bestmög'ichste Verzinsung
Kostenlose Herausgabe
von Heim-Sparbüchsen

Stahlkammer

mit vermietbaren Schrankfächern

Aufbewahrung von [457]
verschlossenen Paketen und Koffern

der nach verständnisvoller Behandlung dieser Probe nicht mit blühenden Augen nach dem Ganzen griffe! Ich bitte darum alle Lehrer, die meine Anzeige lesen, einen Versuch mit dieser Auswahl für die Klassen- oder Hauslektüre zu machen.

Dr. H. Strunk

Der schwarze Magier. Ein Roman in Schwarz und Weiß von Paul Madsack. Holzworth-Verlag, Rothenfelde und Teutoburger Wald.

Man bringt Büchern mit solchen Titeln ein gewisses Misstrauen entgegen, was einem nachgerade wohl nicht verdacht werden kann. Aber der Name des Verfassers, eines bekannten niederdeutschen Malers schwächtigte und man las. Der Anfang, auch der Schreibweise nach noch nicht recht im Zug, schien das Misstrauen zu rechtfertigen; doch plötzlich fesselten die Macht einer Phantasie, die nicht gewöhnlich ist, grotesk-phantastische Landschafts- und Naturschilderungen, Interieurs (deutlich etwa Worpssweder Umgebung) von großer Kraft und Eindringlichkeit, eine tiefdringende Psychologie und Ausholung abnormer seelischer Zustände, ein Einblick in die tiefsten und dunkelsten Krisen dieser unseligen Gegenwart, eine Schreibweise, die immer sicherer zum Ausdruck eines stark bewegten, innerlich gestaltenden Erlebens wird, ein Tempo, eine dramatisch belebte Entwicklung, die Momente hat, wo sie einem den Atem stocken macht; kurz, man bleibt gefesselt bis zum letzten übermenschlichen Austrag zwischen den Mächten der weißen und schwarzen Magie. Also ein Buch für die Zeitläufte; und eins, das zu dem in dieser Art besten und wertvollsten gehört. Die weiße Magie siegt, und mit ihr, fühlt man, aller gute Kern der menschlichen und der deutschen Natur, deren künftigem Sieg und Aufstieg wir mit unbirrbarer Hoffnung entgegensehen.

Johannes Schlaß

Friedrich Kummer: Deutsche Literaturgeschichte des 19. u. 20. Jahrhunderts. 2 Bände bei Carl Reißner, Dresden 1924.

Friedrich Kummers Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist gleich bei ihrem ersten Erscheinen vor 15 Jahren fast allseitig so freudig

begrüßt worden, wie es bei Sammelswerken dieser Art nicht oft der Fall war. Nun ist das schon vor dem Kriege lebhafte Verlangen nach einer Neuauflage endlich erfüllt worden, und der Carl Reinherr-Verlag in Dresden hat das Werk in zwei Bänden (früher ein Band) neu herausgebracht. Während es früher bei den Naturalisten und deren Mit- und Ausläufern abschloß, ist es jetzt bis auf die jüngste Gegenwart durchgeführt. Auch sonst sind vom Verfasser eine Reihe wesentlicher Änderungen vorgenommen worden. So sind die Abschnitte über die Generation und ihre Gesetze, über Grillparzer und Kleist, über Entstehen und Wert der Dichtung von 1830—1848, über Heine, Büchner, Freiligrath, Ludwig, Hebbel, Keller, Fontane, Hauptmann und Dehmel ergänzt oder in neue Form gebracht worden.

Kummers Werk nimmt unter den neueren Literaturgeschichten eine Sonderstellung ein und kann mit keiner anderen verglichen werden, weil sie, meines Wissens zum erstenmal, mit den bisher üblichen Beobachtungsarten endgültig bricht und an ihre Stelle die weit wichtigere, vielleicht die einzige denkbare und zielversprechende setzt, die über Landschaft und Zeit die einzelnen Erscheinungen in Generationsgruppen packt. Doch das allein ist es nicht, was dem Werke seinen ganz besonderen Wert gibt, sondern es ist die scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Verfassers, die überall durchblickt; er zeigt sich als ein klarer, von der Höhe blickender Kopf, als ein Kritiker von hoher Treffsicherheit des Urteils, der abseits aller Richtungen und Schulen immer nur das eine im Auge hat: die Vollwerke der deutschen Dichtung zu zeigen und das, was sich darum schichtet. Kummer tut das als der verantwortungsbewußte Zeuge, der weiß, was die heutige Zeit mit voreiliger Lobpreisung oder Aburteilung gesündigt hat. Man erhält in seinem Werke wirklichen Durchblick durch das oft so schwer entwirrbare Gedicht und das eben durch sein System der Literaturbetrachtung alle Nomenklatur oder mehr und minder belanglose Aufzählung meidend, gibt er ein geschlossenes Ganzes. Endlich verdient auch noch das Buch um seiner

Voll-kommenheit

*in Qualität und Passform
kennzeichnen unsere*

Schuhe,



*Wir sind stets reichlich
sortiert, sowohl in
Gebrauchs- und*

„Luxus-“ Schuhwaren

*bei Verwendung aller-
besten Materials sind
wir*

**staunend
billig!**

Leiser

Alleinverkauf;

„Jka“

Danziger Schuh-A.-G.

Langasse 73

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112
Gegründet 1888

Genussmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456] Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

426]

Roeckl's Handschuhe
Weltmarke

lebenvollen sprachlichen Führung gekennzeichnet zu werden, die einen wahrhaft beglückenden Gegensatz bildet zu dem trocken ästhetischen Schwülst, der manches sonst durchaus tüchtige und kluge Werk ähnlicher Gattung zu einer Tortur für den zeitgenössischen Leser macht.

Willibald Omankowski

Neue Novellen. In der Bücherei zeitgenössischer Novellen, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel "Der Falke" erscheinen lässt, liegen vier neue Bände vor. Grethe Auer gibt in "Ibn Chaldun" einen fesselnden Ausschnitt aus dem Leben der Berber; das orientalische Milieu, die eigenartige Mischung von Grausamkeit und seelischer Feinheit, die uns an den Erzählungen aus 1001 Nacht gefangen nehmen, finden wir auch in dieser Geschichte. In Alfred Mohrhenns "Der Brand" wird der ewige Widerstreit zwischen der ursprünglichen Natur und der Zivilisation in sprachlich bezaubernder Form gestaltet, während im Mittelpunkt von Arnold Ulitz' "Der verwegene Beamte" oder "Was ist die Freiheit?" ein abgebauter Beamter steht; ein Buch, aktuell, Tragik und bitteren Wiß in seltsamer Weise vereinend. Friedrich Wolf rollt in seinem "Der Sprung durch den Tod" tiefste Menschheitsprobleme auf; die Novelle ist das Dokument eines rasch aufsteigenden, durch den Ernst seiner Kunstauffassung hoch zu wertenden Dichters.

Als vierzehnter Band der Haessel-Reihe (Verlag H. Haessel, Leipzig), die bisher Erzählungen von Euringer, Ricarda Huch, Robert Haesi, Will Vesper und Hans Brandenburg brachte, liegt "Der Grund" von Curt Blaß vor, eine märchenhafte Geschichte, die von einer zerstörten Stadt spricht. Gepflegte Sprache und fesselnde Handlung verleihen dem Buch besonderen Wert.

Karl Lieblich hat sechs Schilderungen, wie der Untertitel lautet, zu einem bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Bande "Die Welt erbraust" zusammengeschlossen. Die in den verschiedensten Gegenden spielenden Novellen des jungen schwäbischen

Dichters nehmen durch die einprägsame Schlichtheit und Eindringlichkeit der Gestaltung gefangen.

Karl Hesselbach er läßt bei Eugen Salzer, Heilbronn, „Die Blonden und die Schwarzen“ erscheinen, drei innige, schlichte Erzählungen für die Stillen im Lande.

Hans Gäfgen

August Hinrichs: „Die Hartjes“, Roman, Quelle u. Meyer, Leipzig 1914.

August Hinrichs, dieser aus dem Volke hervorgewachsene Romandichter Niederjachens, führt uns in seinem neuesten Roman in das Land der Friesen und zeichnet uns in den Bauern des friesischen Dorfes Menschen, in denen eine schollengeborene Kraft sich im Guten und Bösen gleich gewaltsam auslebt. „Die Hartjes“ nennt er seine aus eindringlicher Kenntnis der Volkskunde geschöpfte Dichtung, nach den Besitzern eines Bauernhofes wohl, weil er an dem Schicksal des Gon Hartje vornehmlich zeigt, wie es dann und wann einmal einem besonders starken Charakter gelingt, durch Irren und Wirren sich ins Freie zu kämpfen und auf neuem Grunde ein neues Leben zu bauen; dennoch ist das Buch mehr als die Geschichte eines Menschen, es ist vielmehr die Geschichte eines ganzen Hofes. Und so treten neben den Gon Hartje die ebenso rund gezeichneten Gestalten seiner Freunde und Feinde und aus ihren Verknüpfungen baut sich ein geftalten- und schicksalsreiches Abbild des ganzen Dorfes auf, eine Welt im kleinen, die in ihrer belebten Mannigfaltigkeit ein Gleichnis der deutschen Volksseele, wie sie sich auf dem Lande ungestört und unbeeinflußt von un-deutschen Kräften rein ausbilden konnte, bedeutet. Bewundernswert ist es, mit welcher Kraft anschaulicher Darstellung dieser Dichter begabt ist, mit welcher Ungezwungenheit er Sitten und Gebräuche in die Handlung voll dramatischer Kraft einzuflechten weiß und mit welcher Fülle der Charakterierungskunst seine unerbittlich wahre Zeichnerhand ausgestaltet ist. Der unbefangene Literaturhistoriker erkennt an diesem Roman von Hinrichs wieder einmal deutlich, welche Kraft der deutschen Dichtung aus der Heimatkunst, der soviel zu Unrecht geschmähten, zusießen kann, wenn

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Emil Buchwaldt

HOTEL U. RESTAURANT

I. RANGES

Prachtvolle

Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
hause, in vornehmer, stilvoller
425] Ausstattung

WEINRESTAURANT

Anerkannt erstklassige Küche

„EGEDA“

DIE QUALITÄTSMARKE

Gesetzlich geschützt

424]



ALLEINVERKAUF

STRUMPFHAUS GERSON

DANZIG

- FILIALE -
ZOPPOT, KURHAUS

sich ein mit Gestaltungskraft begabter geborener Dichter ihrer annimmt.

Ernst Lemke

Die Fürstin Babidow und andere Novellen von Heinrich Vogel.
Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin.

Drei Bücher hat Heinrich Vogel bis jetzt hinausgehen lassen: „Das Schiff in der Fläche“, „Die gelbrote Katze“ und „Das rote Licht“. Doch obwohl ein so angesehener Verlag wie der Westermannsche seine Hand darüber hielt und obwohl günstige Besprechungen Dichter und Leser ermunterten — Presse und Buchhandlungen haben hier immer noch eine Pflicht zu erfüllen: denn noch lange nicht hat hier ein Erzähler vom Range Heinrich Vogels eine auch nur einigermaßen entsprechende Gemeinde gefunden. Er gehört weder zum Expressionismus noch zur holden Mittelmäßigkeit, er isoliert sich nicht in selbstbewusster Extravaganz, er ist eben bloß eine starke, gesunde, abgerundete Persönlichkeit, noch dazu eine, die zugleich in dieser und jener Welt zuhause ist, phantastisch und sinnenfrisch, traumfroh und wirklichkeitscht — kurz, ein ganzer Kerl und begnadeter Poet. Sollten sich da nicht die Herzen und Hände finden, die einfach für eine so prachtvolle Begabung da sein müssen? Die Fürstin Babidow ist so recht ein Buch, um Schriftmacherdienste für den Dichter zu leisten. Wer danach greift, wird einen Freund fürs Leben gewinnen. Hier können wir ja nur andeutend von dem Was und Wie sprechen, das den Leser in Vogels Kunst erwartet. „Das Schicksal“ heißt die eine der Novellen. In ihr steckt der Grundgedanke der fünf Erzählungen, nämlich die Anschauung, daß der unbeirrbare Gang des äußeren Geschickes vom Mikrokosmus der Menschenseele nicht anzutasten ist. Versöhnend, ausgleichend kämpft aber gegen dies Prinzip eine Kunst der Charakterisierung, die den ganzen Reichtum des menschlichen Herzens in bald helleren, bald düsteren Bildern entfaltet, die aus der Kleinstadt über die Londoner Brettlwelt in das Chaos der russischen Revolution hebt und stürzt, die durch Krankheit, Krieg und Erfolg den innern Menschen erprobt, selbst in der Seele des Verbrechers zum Triumph schreitet, das-

Scheitern des Guten an seiner Güte zeigt, endlich aber in der letzten Geschichte den Abgedienten, Abgedankten, Bejahrten mit tiefstem Herzen unbirrt den Opferweg zur Jugend und zur glückumhegten Umwelt führt. So steht das Schicksal da in seiner unantastbaren Machtvollkommenheit, die Welt der handelnden Persönlichkeiten aber auch. Innerhalb dieses Rahmens ist es die Heimat, die des Dichters Eingebung segnet. Doch — von hier, wo er den Faden anspint, versteht er mit genialer Sicherheit das ganze europäische Theater aus dem Gewebe der Erzählungen aufzuleuchten zu lassen. Still, leicht, unscheinbar setzt er jedesmal ein, immer jedoch zu stärkster Spannung den Knoten schürzend und mit unerbittlicher Logik lösend. Der Bruder des göttlichen Amadeus Hoffmann verleugnet sich auch hier nicht. Die unsichtbare höhere Welt verdichtet sich zu Bildern des Gottes, der das Spiel des diesseitigen Lebens träumt, zu dem „Tod aus Böhmen“, einem stillen, sonderbaren Tischlergesellen, dessen Sinne die Schleier der Zukunft und Ferne sprengen, zu der riesigen, schwarzen Katze, die ihrem Lebensretter „das Schicksal“ ins Haus trägt. Bestimmung, Zufall, Kraft, Gott, Notwendigkeit, und wie wir die Wege der Unerforschlichkeit nennen mögen.

Vogel hat die Gabe, Geister zu bannen und dem Uebersinnlichen die greifbare Plastik des Alltags, will sagen — der Poesie zu geben. Neben diesen doppelgesichtigen Novellen bietet er diesmal aber drei klar diesseitig geformte, zu denen außer der Titelnovelle auch „Major Stollenbeck“ gehört, vor allem aber „Kattenwegner“, die in dieser Gruppe so hervorragt wie in der andern „Meister Knaack“, beide als Musterstücke echt deutscher Erzählungskunst, darin mit sicherer Hand des Erbe unserer großen Novellisten verwaltet wird.

Hermann Ploetz

„Der Zauberberg“ und „Das letzte Kapitel“^{*)}.

Ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen? Seit langem hieß es:

^{*)} Thomas Mann: *Der Zauberberg*. 2 Bände. S. Fischer, Berlin. Knut Hamsun: *Das letzte Kapitel*. 2 Bände. Greifstein & Co., Leipzig.

Knut Hamsun hat ein ganz ungewöhnliches neues Werk geschaffen, es wird bald erscheinen. Und: Thomas Mann arbeitet schon Jahre an einem großen Romane — er wird demnächst veröffentlicht. Nun sind sie beide den gleichen Tag da, liegen in je zwei starken Bänden vor mir und behandeln beide den gleichen Stoff: das Leben und Erleben in einem Sanatorium. Gewißlich sehr bezeichnend für den Krankheitszustand unseres Zeitalters. —

Im Sanatorium zu Torahus unter wahren und eingebildeten Kranken, Narren und Betrügern entwickelt Hamsun gemächlich seine abgeklärte Lebensanschauung — im Bergsanatorium zu Davos hat der junge gehetzte Hamburger Hans Castorp Thomas Manns viele wirrselige Erlebnisse mit lauter echten Lungenkranken und einigen Narren. Hüben wie drüben sind die Ärzte Originale, aber bei Hamsun geht ihre ganze schwindelhafte Heilanstalt zuletzt in Flammen auf und der Doktor kommt schon vorher ums Leben — hier sind mehr Rechtsanwälte und Aktionäre die treibende Kraft. Manns Doktoren halten tiefgründige Vorlesungen, durchleuchten und experimentieren, sie besiegen über ihre Kranken und überleben das dicke Buch, in dem alle Kranken sterben, oft schauerlich abscheiden, wie überhaupt der Tod und alles Negative hier allzu unterstrichen erscheinen möchte. Hamsun ist heiter, reines Kind der geliebten Natur; von Krankheiten ist in seinem Sanatorium mehr die Rede, als daß sie wirklich bestünden. Er läßt ein Schreibmaschinenmädchen für sein Kind einen tumbe Vater finden und macht alle Menschen um sie herum ein bißchen lächerlich vor der Ewigkeit der Natur. Er wischt die Schwachen mitleidig weg von der Lebenstafel und drückt lächelnd den nassen Schwamm aus.

Thomas Mann hingegen, hier in den Figuren seiner beiden hanseatischen Vettern Castorp und Siemssen recht buddenbrookisch, hat bloß ein paar Schemen und Schatten von höchst brüchigen Frauenfiguren, zeigt aber die Lungenleidenden von Davos dafür innen und außen so gründlich, so suggestiv, daß man beim Lesen auf seinen eignen Atem horcht, ob es etwa piepst oder rasselt im Brustkorb. Ihm

Graue Haare!



Nüancin

ein wasserhelles garantiert unschädliches Präparat, welches einem Kopfwasser ähnelt, gibt den Haaren allmählich u. unmerklich ihre frühere Naturfarbe wieder.

für Frauen und Männer mit gleichem Erfolge anwendbar.

W. Seeger A.G. & Co.

BERLIN - STEGLITZ

Danzig - Warschau

ist die Krankheit im Entstehen, Verlauf und Ende Alles, sie stülpt den Menschen von Grund aus um, und läßt ihn Gesundheit, Leben, Welt von einer ganz anderen Warte sehen. Hamsuns Zöglinge im Sanatorium Torahus sind arglose Schwäger gegen Manns Dreieck der Episodenfiguren, des humanistischen Italieners, des oltjüdischen Jesuiten und des majestätischen Mynherr, die uns ihre Welten öffnen. Hamsun erscheint wie ein Weiser im weihnachtlichen Märchenwald gegen diese drei raffinierten Politiker und Philosophen, in deren Kleider Thomas Mann geschlüpft ist, um seinen Internationalismus der Künste, Wissen und des Lebens zu verkünden.

Es ist eine hohe Schule ganz anders gesetzter Gefühle und Vorstellungen von Pflicht und Freiheit, Schmerz und Glück, in die Mann seine Kranken auf der Davoser Höhe schickt, daß sie ganz zur Idee selbst werden, mag auch der Leib darob zerfallen. Hamsun dagegen ist das Sein der Natur die einzige Wahrheit — alles Menschen sinnen aber wie eine Schminke, die

Höhensturm und blanker Schnee von den Wangen wegwischen, als wäre sie nie gewesen.

Beide Werke sind Bekenntnisse jahrelanger Lebensforschung ihrer Schöpfer. Thomas Manns Wandel und Wege zu einem neuen Weltbilde kennen wir aus seinen politischen Schriften — Hamsun macht das mehr in der Stille ab. Beide Werke sind hochwertig — man kann sie schon „große Romane“ nennen, auch ohne die Seitenzahlen (578 und 629 — 309 und 323) dabei in Betracht zu ziehen. Der schmächtigere Hamsun ist geläuterter, führt aus dem Spuk der wirren Welt um uns zur klaren und wahren Stille der Berge, zur untrüglichen Weisheit der ewigen Natur. Mann macht es sich und uns viel schwerer, den Weg ins Wahre zu finden. Er ist ein komplizierter moderner Nervenmensch der Großstadt gegenüber dem nordischen Einiedler. Er hat nicht bloß einen unendlich gepflegten und geradezu photographischen Stil, er verfügt nicht nur über ein ungeheures Wissen und Können, ist gereift, belehrt und erfahren — er ist auch voll ewiger Unraut seines innersten Suchens. Darum birst sein Buch mitten auseinander vor Ueberredung und — Zweifeln. Auf der letzten Seite steht ein großes Fragezeichen: „Fahr wohl — du lebst nun oder bleibest! Deine Aussichten sind schlecht; das arge Tanzvergnügen, woein du gerissen bist, dauert noch manches Sündenjährchen, und wir möchten nicht hoch wetten, daß du davonkommen. Ehrlich gestanden, lassen wir ziemlich unbekümmert die Frage offen. Abenteuer im Fleisch und Geist, die deine Einfachheit steigerten, ließen dich im Geist überleben, was du im Fleische wohl kaum überleben sollst. Augenblüche kamen, wo dir aus Tod und Körperanzucht ahnungsvoll und regierungsweise ein Traum von Liebe erwuchs. Wird auch aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Sieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?“

Mit diesem etwas posthumen und apokryphen Apostroph an den Weltkrieg endet das Werk Thomas Manns. In Knut Hamsuns Endsätze aber steht das Wort: erdenhaft beschäftigt So nennen wir es hier

Man könnte vergleichend über diese beiden Bücher ein drittes schreiben. Es ist unendlich reizvoll, zu verfolgen, wie zwei große Geister dasselbe taten und es war doch bei weitem nicht dasselbe. Zwei, die das Leben und die Kunst meisterten, offenbaren hier, daß Meisterschaft der Kunst noch nicht bedeutet, auch das Leben in die reinste Ausdrucksform der Kunst gezwungen zu haben.

Paul Burg

„Rahel und Alexander v. d. Marwitz in ihren Briefen“. Herausgegeben von Heinrich Meissner. Verlag Fr. A. Perthes, Gotha-Stuttgart.

Aus diesem Briefwechsel zweier bedeutender Menschen aus der Zeit der Romantik gewinnt man neue Anschauungen über die Rahel und über v. d. Marwitz, in dem Kraft und feine Empfindsamkeit sich seltsam vermischten. Ihre ganze Seele, ihr unendlich reiches Innenleben vertrauen die beiden Persönlichkeiten dem Papier an; so sind ihre Briefe Zeugnisse von seltener Offenheit und Eindringlichkeit. Die uns heute märchenfern dünkende Epoche der Romantik bildet den hintergrund des beglückenden, bedeutsamen Buches.

Hans Gäfgen

Vom Land am Meer. Ein Büchlein von Holden und Unholden. Hugo Kaeker, 2. Auflage, Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin.

Seit langem war die erste Auflage vergriffen. Die Pause aber bedeutete nur eine Zeit innerer Eroberung; denn kaum eins der neuen Lesebücher ist an diesen im besten Sinne volkstümlichen Schäzen vorübergegangen. Und mit Recht. Seit die Heimat in ihrem Sein und Werden immer mehr als Kulturgut geschlossen wird, ist kaum ein anderer Poet so dem Zuge der Zeit und der Forderung des Tages entgegengekommen wie Hugo Kaeker. Er bemächtigte sich der köstlichen Stoffe, die in heimatisch getönten Mythen und Sagen ans Licht gestiegen sind, verlieh den erstarrten Gebilden neues Leben, spann abgerissene Fäden zuende, goß zerbrochene Teile um und gab ihnen eine Darstellung, die nun charakteristisch und altwichtig doch nicht mehr veraltet wirkt. Germanische Mythen und heimatische Sagen, die zum Teil das

ganze Ostseegebiet gemeinsam hat, muten uns hier wie Geschenke unserer Tage an.

Frau Holde beherrscht den ersten Teil, Frau Holde am Kinderbrunnen, als Seelengeleiterin, als Kornmuhme und große Alt-Göttin, zugleich Mutter Erde und himmelskönigin. Diese Gedichte sind von entzückendem Wohlaut, von einschmeichelndem Flusß und gebettiniger, prophetischer Gläubigkeit. Sie wurden geschaffen von dem Priester einer Naturaigion, die ewig ist und bleiben wird.

Anderer Art sind diejenigen Gedichte, die Kaeker unter dem Titel „Allerhand Geister“ zusammengefaßt hat. Der ganze Reichtum unserer heimischen Sagenwelt ist hier vertreten, die Mahr, der Werwolf, die blaue Rak, der Kobold, das Irrlicht, die Glocke von Saatzig, die Mönche von Altstorkow und der große Krebs im Enzigsee. Der niederdeutsche Geist hat sie herb, schroß oder humoristisch gewandelt und sie zum Bilde seiner selbst gestempelt. Hier gelingen Kaeker mythische Naturballaden, deren musikalischer Reiz unerklärbar bleibt. Als Muster der poetischen Erzählung mit balladischem Einschlag sind „Die Mönche von Altstorkow“ zu nennen.

Das Buch ist ein echtes Volksbuch, in dessen Genuß Junge und Alte sich teilen. Es wird seinen Weg auch in

der neuen Fassung machen. Der Verlag Leon Saunier hat in Papier, Druck und Ausstattung einen vornehmen Geschenkbund herausgebracht, der aufs nachdrücklichste empfohlen werden muß. Hermann Ploetz

Ludwig Volkmann: „Die Jugendfreunde des Alten Mannes“. Insel-Verlag, Leipzig.

In einem liebe- und geschmackvoll ausgestatteten Bande legt der Insel-Verlag ein von Ludwig Volkmann nach den Briefen und Tagebüchern des Johann Wilhelm und der Friedrike Tugendreich Volkmann herausgegebenes Buch vor, das uns in die sympathische Umwelt Wilhelm v. Kügelgens, des „Alten Mannes“ einführt. Die beiden Volkmann waren mit den Eltern des Verfassers der „Jugenderinnerungen eines Alten Mannes“ nahe befreundet; sie waren wertvolle, schlichte, innerliche Menschen und verstanden noch die Kunst, in ihren Aufzeichnungen und Briefen ihre Seele zu offenbaren, eine Kunst, die der hastenden Gegenwart fast völlig verloren gegangen ist. Das Buch verdient neben den „Jugenderinnerungen“ seinen Platz als Zeugnis reinen, edlen Menschen-tums; es vermag innere Bereicherung und Beglückung in Fülle zu bieten.

Hans Gäfgen

**Ein prächtiges Geschenk
für alle Harzfreunde**

HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetumschlag und 18 Steinzeichnungen
von

BERTHOLD HELLINGRATH

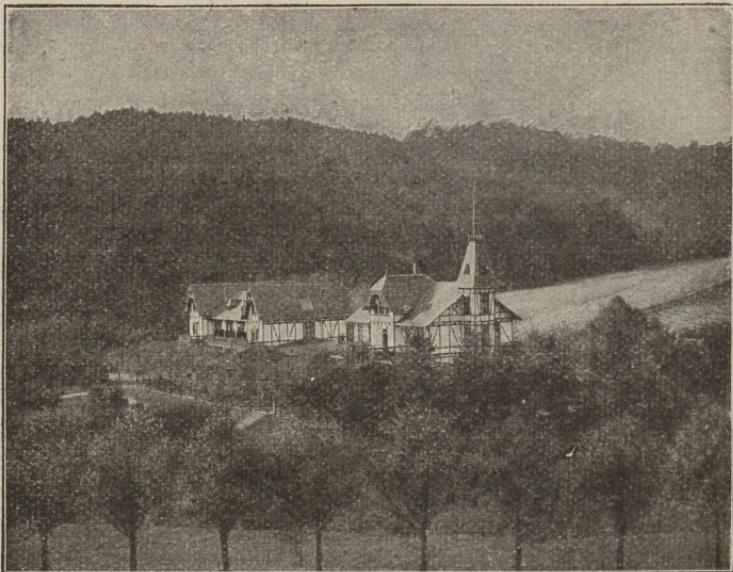
Preis in Leinen geb. 9,- G.-M.

BERLIN NW. 7

Dorotheenstr. 65

GEORG STILKE

Verlagsbuchhandlung



STRAUCHMÜHLE

Idyllischer Luftkurort im Walde bei Oliva

BESITZER: ALBERT LEITZKE

Fernsprecher: Strauchmühle, Amt Oliva No. 1

Mit dem Südharz vergleichbar / 10 Minuten Fußweg von Oliva / 15 Minuten Bahnfahrt Danzig, 5 Minuten Zoppot Straßenbahn, 10 Minuten Glettkau, 30 Minuten Danzig. Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon in sonniger Lage mit und ohne Pension / Warme Bäder / Eigene Kraftanlage für Licht- und Wasserleitung / Zentralheizung

SEHR GEEIGNET FÜR ERHOLUNGSBEDÜRFTIGE

Beste Verpflegung, da eigene Landwirtschaft von 90 Morgen,
Obstgärten, Forellenteiche
[295]

Eigene Gespanne, auch mit Landauer, jederzeit zu haben

ZOPPOT

(Freie Stadt Danzig)

374]

Einreise:

Zur Einreise in den Freistaat Danzig ist stets der Auslandspass erforderlich. Ein Danziger Sichtvermerk wird nicht benötigt. Für die Fahrt durch den polnischen Korridor ist das polnische Visum notwendig. Es ist erhältlich in allen polnischen Konsulaten, sonst im

Polnischen Paßbüro: Berlin, Kurfürstenstrasse 137
Dienststunden nur vormittags

Reiseverbindungen nach Zoppot/Danzig:

a) Ohne poln. Visum:

Mit Flugzeug ab Berlin mittags | an allen
„Königsberg morgens | Wochentagen

Mit Dampfer: im Seeverkehr mit Salondampfer „Odin“
ab Swinemünde jeden Montag u. Donnerstag 7 Uhr abends,
„Pillau jeden Mittwoch und Sonnabend 8.30 vormittags

Mit Eisenbahn: Durchgehende Züge von Berlin und Königsberg nach
Marienburg.
Von Marienburg nach Danzig Kleinbahn, Flugzeug und
ständiger Autoverkehr.

b) Mit poln. Visum: ab Berlin über Stettin 8 Uhr vormittags,
an Zoppot 5.44 nachmittags.

KASINO

Das ganze Jahr geöffnet

Roulette

Baccara

von vorm. 11 Uhr bis nachts 12 Uhr

Minimum 2 Gulden

von nachmittags bis morgens 7 Uhr

Maximum 2400 Gulden

Gespielt wird in Danziger Gulden (25 Gulden = 1 englisches Pfund)
Alle Devisen werden an unseren Kassen in Zahlung genommen

Erschöpfende Auskunft durch: unsere Vertretungsbüros (Reisebüros) in allen größeren Städten des In- und Auslandes; unser officielles Verkehrsbüro in Berlin W, Pavillon Rankestr. 1 (Ecke Kurfürstendamm), Tel. Bismarck 5067; die Geschäftsstellen des Deutschen Ostseebäder-Verbandes; das Verkehrsbüro des Kasinos in Zoppot

„DER LACHS“

Danzigs älteste Likörfabrik

Gegründet
1598

* Breitgasse 52 *

Fernsprecher
820



Weltbekannte Spezialitäten:

„Dübelt Goldwasser“

„Dübelt Kurf. Magen“

„Dübelt Pomeranzen“



Probierstuben im Fabrikgebäude

Tilsiter Zeitung

Unabhängige nationale Tageszeitung

83. Jahrgang

In Stadt und Land
altangeschönes Organ

Verlag

deutscher u. litauischer Bücher
(u. a.: E. Quentlin — Dr. Reylander
„Tilsit 1914—1919“)

sowie

Anfertigung
moderner Drucksachen

empfiehlt

Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei

J. Reylander & Sohn,
Tilsit

Almanach der Ostdeutschen Monatshefte für das Jahr 1925

Herausgeber Carl Lange, Oliva

Mit zahlreichen Abbildungen und einem farbigen Titelbild in Offsetdruck
von Berthold Hellingrath

Legiron-Ostav, 162 Seiten, Preis in Halbleinen gebunden 4.— Gm.

Inhalt: Fritz Brann, Ostdeutschland. — Hans Schwarz, Die Mark. — Franz Lüdtke, Vom Sinn der Ostmark. — Carl Lange, Die Toteninsel. — Hermann Strunk, Geistige Verbindung zwischen Danzig und Königsberg. — Franz Lüdtke, Vom Schweigen. — O. Dr. Kalweit, Rantis Sendung. — Armin T. Wegener, Und nur ein Fremdling sitzt mit euch bei Tische. — Walter von Molo, Der nordische Mensch. — Arno Holz, 26. IV. 63. — Frank Thieß, Die Seele der baltischen Landschaft. — Carl Lange, Bruno Pompei, ein Dichter der Ostmark. — Paul Abramowski, Max Pechstein und seine Litographien zu Lautenachs Dichtung „Die samländische Ode“. — Carl David Marcus, Eichendorff und die Gestalt seiner Helden. — Willibald Omankowski, Im Dom. — Hans Friedrich Blunck, Der Erfinder. — Fritz Kudnig, Auf den Dünen. — Artur Degner, Lovis Corinth. — Hans Frank, Aus den „Tellurischen Sonetten“. — Dr. med. Hans Fuchs, Friedrich Niesches Jünger der letzten Stunde. — Gertrud Liebisch, Seele. — Ernst Voltmann, Eduard v. Gebhardt: „Gespräche“. — Fritz Walther Bischoff, Der Alp. — Margrit Heuser, Der 90. Psalm. — Johannes Schlaf, Heim! — Zwei Dichtungen. — Manfred Sturmann, Der Verschmähte. — Hanns Müller, Die Einsamkeit Gottes. — Kurt Bock, Die Legende.

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

Lesen Sie ständig das

„Posener Tageblatt“

verbunden mit

Posener Warte!

Größte Auflage im Posener Bezirk.

Mäßigende politische, deutsche Tageszeitung / Erstklassige Originalarikel / Vielseitiger Depeschen- und zuverlässiger Nachrichtendienst / Handelsblatt ersten Ranges.

Vorzügliches Insertions-Organ

Beliebtes Familienblatt mit reichem Unterhaltungsstoff: Romane, Novellen, Essays, Humoristisches, Rätsel usw. / Frauen- und Wirtschafts-Zeitung.

Abonnement kann täglich beginnen.

Verlag
des Posener Tageblatts

POZNAŃ, ul. Zwierzyniecka Nr. 6.

Postscheckkonto Poznań Nr. 200283

Telefon-Nummer 3110 und 2273.

Pflegen Sie Ihre
Schuhe nur mit

EOS



[428]

Der elegante Schuhputz
Schutz-Marke

Die Weltmarke!

Für jeden Schuh das Richtige!

EOS-WERK, Danzig

Telephon 8212 Vorst.Graben 6

Zentralheizungen
aller Art

Warmwasserbereitungen

Gas, Wasser- und
Kanalisationsanlagen

Hochdruckleitungen

liefern auf Grund langjähriger
Spezialerfahrungen

[302]

Degen & Goebel

B. m. b. H.

Filialleiter: Ing. Harwart

Danzig - Oliva

Dultzstr. 4 Fernspr. 155

**Fahrrad- und
Nähmaschinenhaus Zoppot**

Georg Jünemann

Maschinenbaumeister

Gr. Unterführung 11

Adler, Meister, Pofabor,
Pallas, Stoewer, Cito,
Brennabor, Allright
sowie alle bekannten
Markenräder

Ersatzteile

Nähmaschinen, nur beste
deutsche Marken

Ganz solide und billige
Preise

Spezialität:
Kinderräder für Kinder von
4 Jahren an [446]

**Anker - Drogerie
Parfümerie**

PAUL QUESTER
Ostseebad Zoppot

Seestraße 6 Fernspr. 532

==== * ===

Großes
Lager in allen
einschlägigen Artikeln
für Haar-, Mund- u. Hautpflege.
Engros-Lager in Toilette-
und Hausseifen, Farben
und Bürsten-
waren.

[418]

Dachpappen- und Zementwaren-Fabrik

H. Hantke, Schneidemühl

Albrechtstraße 15

Telefon Nr. 13.



[389]

Baumaterialienhandlung, Bedachungsgeschäft

Lager in allen Dachmaterialien, Chamottwaren, Kanalisations-Artikeln, Krippenschalen, Kalk, Gips, Rohr usw.

Molkerei Gustav Wrobel

Ostseebad Zoppot * Am Markt 4—5

454] Telefon: 58

Fabrikate in Butter und Käse

:: aus eigenen Molkereien ::

Zoppot * Putzig * Schoeneck * Liniewo.

A D. HANOW

HERREN-MODEN

DANZIG, HUNDEGASSE 106/7

GEGRÜNDET 1852

TELEFON 1502

307]

Schloß-Hotel, Oliva

F. Zühlke, Schlossgarten 9, neben der Post. Tel. 35

Café / Konditorei / Weinstuben

Garten / Veranden, offen und geschlossen / Vereinszimmer / Gute

Küche / ff. Asphalt-Regelbahn

Ausspannung / Autogarage

Radfahrerstation.

285]

Wein-, Likör-, Zigarren- und Zigaretten-Handlung zu Engros-Preisen

Germania-Drogerie

Ernst Friese, Oliva

Markt 21

Markt 21

Drogen
Chemikalien
Parfümerien
Seifen

271]

*

A. Manfras

Danzig

Hundegasse 120 / Telefon 2403

Feine
Maßschneiderei
und
Stofflager

303]

*

VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon
87, 187

DANZIG, Langgasse 38

Fabrikation
Engros - und
Einzel - Verkauf

Nautik

Kompassen
Sextanten
Loguhren
Megaphone

Optik

Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie

Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
jeder Art

**Elektro-
technik**

Stark- und Schwach-
strom-Installationen
Telephon- und Blitz-
schutz-Anlagen

[464]

343]

Paul Radtke

Pelzwaren - Mode - Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und 1. Etage)
Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

Georg Jacobi, Danzig

Fernschrift: · Hopfengasse 25 · Fernruf:
Geja. 61, 5668.

Gross-Handels-Vertretungen. Direkte Beziehungen zu
Firmen des europäischen Kontinents wie mit Amerika.

809] Lebens- und Genussmittel aller Art
insbesondere Reis, Tee, Kaffee, Zucker, Kakaopulver, Kakaobohnen,
Kakaobutter, Mehl, Hülsenfrüchte, Gewürze, technische Fette.

Vertreter der Baltischen Zucker - Raffinerie A.-G., Danzig - Neufahr-
wasser und der Morris - Packing - Company, Chicago - Hamburg.

„ELASTO“-LACKE

der

Danziger Lack- u. Farbenwerke A.-G.

DANZIG-LANGFUHR, Friedensschluß

TELEPHON:
Nummer 698

Waggons: —
Anschlußgleis Lackfabrik

Telegramme:
FARBENWERKE [339]

SPEZIALITÄTEN:

Kutschenlacke, Schleiflacke, weiße sowie bunte Emaillen,
Rostschutzfarben, Ölfarben, Spachtel und Sikkative.

S. LEWIN

818]

DANZIG

HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

TEL. 189, 3777, 8230

TEL. 189, 3777, 8230

Schürzen- u. Wäschefabrik

Grösste Leistungsfähigkeit
Lagerbesuch stets lohnend

Krüger & Gdanietz

Danzig, Altst. Graben 69/70

Drahtanschrift: „Tritex“

Telefon: 5930

Kommissionen

Agenturen

825]

Wir unterhalten ständige Kommissionslager führender
deutscher, französischer und schweizerischer Firmen
in

Spitzen, Stickereien, Stoffen, Strumpf-
waren, Handschuhen, Wolle u. Wollwaren
Seidenbändern und Knöpfen jeder Art

Herrenwäsche

Generalvertretung der Mech. Trikotweberel
:: Danzig, G. m. b. H., Danzig-Langfuhr ::

Ständiges Lager in Trikotagen

Billigste Einkaufsgelegenheit für Grossisten u. Kaufhäuser

Import

Transit

Export

KURHAUS OLIVA

Bes.: EUGEN KATT

Bergstr. 5 direkt am Walde Telefon 27

Hotel-Pension I. Ranges

Terrasse .. Veranda .. Gesellschaftsräume

Täglich Konzert — Reunion

Eigene Autos ständig zur Verfügung

Vorzügliche Küche

la Keller

Autogarage — Ausspannung

[288]

Danziger Gewürzmühle

Garantiert
reine Gewürze in
Beuteln zu 10 u.
20 Pfennig im
Verkauf.



[322]

Ernst Fast

Danzig

Hopfengasse 76

Tel. 5713

Tel. 5713

WITT & SVENDSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHÄNDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

[472]

STOLP .. DANZIG
PLATENHOF-TIEGENHOF

KONDITOREI u. CAFÉ OSKAR KOCK OLIVA

am Schloßgarten Nr. 18

Telefon 123

Telefon 123

286

1

Gegenüber dem Schloßgarten und an der Haltestelle der Straßenbahn Oliva-Danzig

Meierei,
Delikatessen- und Kolonialwaren-Handlung
En gros En detail

B. Kroen & S. Marx Nachf.
Inh.: Albert Fischer

Oliva, Delbrückstraße 4



289]

Bankkonten: Deutsche Bank / Volksbank Oliva / Gemeindesparkasse Oliva

Bahnhofshotel

gegenüber Bahnhof

Zoppot, Markt 2
Telephon 11

Erstklassige Küche

Solide Preise

BÜRGERLICHES SPEISEHAUS

Zoppot, Seestraße 21

Inhaber: Franz Krause

Vorzüglicher Mittag- und Abendtisch
zu billigen Preisen

[421]

RESTAURANT :: CAFÉ
PENSION

Brauershöhe

Eigene Konditorei

* Telephon Nr. 126 *

Bruno Lemon, Zoppot

*

Schönster Aussichtspunkt
der Danziger Bucht

*

Pension mit voller Verpflegung

*

15 Fremdenzimmer

*

ERSTKLASSIGE KÜCHE

[439]

Bannerträger

Zeitschrift
des Jungnationalen Bundes!

Das Ostmarkheft ist erschienen!

Aus dem Inhalt:

Möller v. d. Brück: Zwischen Westen und Osten.

B. Mewes: Ostmark-Preußen.

H. Ronseik: Ostpreußen.

H. Rocholl: Preußen.

R. Stieda: Baltenland

W. Wodrich: Die ostdeutsche Siedlung

Ostdeutsche Bücherbriefe, Politische Beilage mit Nachrichten aus Russland.

Einzelnummer: 20 Pfg. durch die Kanzlei des Jungnationalen Bundes Münster i. W., Breuel 21.

Bäckerei und Konditorei

von

FRITZ WENZEL

Zoppot, Gr. Unterführung 2

empfiehlt täglich frische Brötchen u. Kuchen

Spezialität: Berliner Schrippen

[422]

Konditorei, Café, Brot- u. Feinbäckerei

Erich Nickel

457]

Zoppot

Wilhelmstraße 42 * Filiale: Seestr. 2

Telefon: Nr. 169

Kunsthandlung FRITZ RUTH

ZOPPOT, Danziger Straße 5

Telephon 273

444]

*

**ORIGINAL-GRAPHIK
HOLZSCHNITTE ERSTER MEISTER**

Bureau für Zeitungsausschnitte S. Gerstmanns Verlag, Berlin W10, Lützowufer 5

Lieferung von allen Ausschnitten und Abbildungen im Abonnement für jedes gewünschte Interessengebiet. Besonders reichhaltiges Nachrichtenmaterial in den Abteilungen

Kunst / Wissenschaft / Literatur / Politik / Volkswirtschaft / Technik u. Sport.
Bester und billigster Informationsdienst für alle Berufs- und Erwerbsstände.

Erspart die Kontrolle

von Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes.

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg. Mai 1925 Nr. 2

Inhalt:

	Seite
Carl Lange: Vorspruch	101
Paul Wenzel: Die Rheinländer und der deutsche Osten	102
Bernhard Schmid: Rheinländer im Ordens- lande, mit Bildern	108
P. Gilbert Wellstein, O.-Cist.: Die grauen Mönche als Träger deutscher Kultur im Osten	117
Dr. Arthur Laudien: Einflüsse des Ordens- landes auf die Geisteskultur der Rheinländer	132
Maria Regina Jünemann: Mensch und Land- schaft am Rhein	144
Josef Ponten: Vorlesungsreise in Ostpreußen	149
Kurt Heynike: Gedichte	154
Georg Maria Hofmann: Die Welt Leo Stern- bergs	155
Leo Sternberg: Landschaften des besetzten Gebietes	159
Otto Brües: Wippsteert	161
Anton Schnat: Gedichte	167
Anton Schnat: Liebesbrief des Dichters	168
Carl Lange: Heinrich Verßch, ein rheinischer Dichter	172
Heinrich Berkauken: Dort, wo der alte Rhein	177
Georg Maria Hofmann: Begegnung mit Jean Paul	181
Paul Zech: Der Mann am Kreuz	192

Rundschau:

Prof. Dr. Rudolf Kohlsche: Wanderungen aus dem Rheinland nach dem deutschen Osten	200
Hans Witte: Die Festlegung der deutschen Sprachgrenze im Osten	214
Dr. Kurt Pfeifer: Die rheinländische Industrie und der Ostmarkt	216
Kurt Heynike: Grenz-Theater	219
F. Brendelheit: Ost und West in der Musik	220
Dr. Ludwig Goldstein: Deutsche Bruderkhilfe	222
Kontaktor Goroncy: Ost- und Westpreußen- vereine am Rhein	225
Al. Laudien: Streiflichter	228
Herbert Saefel: Kurt Heynike	232
Dr. Erich Keyser: Rheinländer im mittel- alterlichen Danzig	238
Dr. Erich Keyser: Frankfurt am Main und Danzig	239
Franz Lüdtke: Separatismus	241
Carl Lange: Von Büchern und Zeitschriften, rheinischer Kunst und Dichtung	243
Paul Wenzel: Die rheinische Jahr- tausendfeier 1925	246
B u c h b e s p r e c h u n g e n	248 – 255

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Dresdner Bank

in

Danzig

Langermarkt 12/13

400]

Kurt H. Lutteroth

Assekuranz

[310]



Hamburg

Berlin

Danzig

Memel

Telegamm-
Adresse:
Karosserie
Zoppot



Telefon:
Zoppot
651, 52
579

[366]

D. K. F. Karosserien sind erstklassig!

Spezialfabrik für Karosserie-
bau und Automobilreparatur
Anfertigung von Ersatzteilen

Danziger Karosseriefabrik A.-G.
Zoppot

Die

Hansa-Bank

Aktiengesellschaft

DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
sämtlicher bankgeschäftlichen
Transaktionen bestens
empfohlen

162]

Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postcheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

Commerz-u.Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14

*

Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

**Danziger Bank
für Handel und Gewerbe**
 Aktiengesellschaft
 Langenmarkt 30
mit
Depositenkasse Zoppot
 Markt 3

[442]



Aktienkapital und Reserven
G. 2000 000.—



**Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte**

Transporte nach dem Osten
Schenker's
Transport-Organisation

Spedition — Befrachtung ganzer Dampfer — Luft-
gütertransporte — Verzollungen — Einlagerungen
Inkassi — Versicherungen — Auskunft in allen öst-
lichen Transport- und Wirtschaftsangelegenheiten

Spezialverkehre

[843]

nach Finnland, Estland, Lettland, Litauen, dem
Memelgebiet, Danzig, Polen, Sowjetrußland, der
Sowjetukraine und dem Kaukasus

Automobil- und Maschinen-Werkstätten
Gentzmann & Co.

Dreherei * Autogen - Anlage

Benzin * Öl * Bereifung

Vollreifen-Presse

[382]

Garagen

Reparatur-Werkstatt für sämtliche Systeme

SCHNEIDEMÜHL / Mühlenstr. 11

Fernruf Nr. 331

KREDITBANK IN DANZIG A.-G.

DANZIG / BROTBÄNKENGASSE NR. 37

441]

E R L E D I G U N G
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE

TELEPHON 780, 5610 / TELEGRAMM-ADRESSE: KREDA
GIRO-KONTO : BANK VON DANZIG NR. 46 / POSTSCHECK-KONTO 41

857]

F. WODTKE

**Internationale Transporte
Schneidemühl, Zeughausstraße 12**

Fernruf 666

Gegründet 1878

Fernruf 666

Spezial-Sammelladungs-Verkehr von und nach Polen und Randstaaten
Verzollung / Spedition / Lagerung / Möbel-Transporte

Eigene Geschäfte: Berlin, Bydgoszcz (Polen), Frankfurt a. d. O., Hamburg
Danzig, Warschau und Riga

Ph. Philipp Danzig G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: DANZIG
Perfection Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

LEDER-FABRIKNIEDERLAGEN

Ständig großes Lager:

Alle Sorten Ober- und
Unterleder sowie
Sattlerleder

*

Technische Leder

*

Portefeuilleleder

*

Fantasie- und Luxusleder

[406]

American Leather Cons. G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: DANZIG
Macons Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

Amerikanische Leder

[407]

Schwarze u. farbige Chevreaux

Boxcalf * Rindbox * Fantasieleder

Pensionat Schauffler

Zoppot, Roonstr. 2 :: Telefon 146



Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise
Das ganze Jahr geöffnet
[452] Warmwasserheizung

Paul Fox

Inhaber: W. Reinbold
Zoppot, Seestraße 44
Telefon: 173

Magazin für feine
Haus- u. Küchengeräte
Glas und Porzellan
Nickel- und Messing-
waren
[440] Neuestes Haus am Platze
Stets Eingang von Neuheiten

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister [445]
ZOPPOT, Danziger Straße 3
Tel.: 38 Tel.: 38

WURSTWAREN

nach pommerscher
und thüringer Art

Ostdeutsche Bernstein-Industrie M. Friese
Danzig G. m. b. H. Königsberg Pr.

Fabrikation von Bernsteinwaren aller Art

Danzig
Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Danzig
Fabrik u. Kontor: Jopengasse 64
Fernruf: 2322 u. 80

Königsberg Pr.
Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Königsbergpr.
Fabrik und Kontor: Magistersstraße 45
Fernruf: 1285

Verkauf u. Ausstellungsraum Zeughauspassage [427]

Speditionshaus

**H. Hoffmann Nflg.
Schneidemühl**

Spezialgeschäft
für Möbeltransporte



Grosser Wagenpark



Erstklassige Packer



Grosse massive Lager-
häuser mit eigenem
Gleisanschluss



Grünstrasse 47 / Bromberger Strasse 51

Telefon 68

[364]

Im ersten Jahrgang erscheint seit 1. Januar 1925:

„Das Gegenspiel“^[482]

Monatsblätter für neue Dichtung

Herausgeber:

Julius Maria Becker, Walter Eckart

Schriftleitung:

Heribert Moser, München, Winthirstraße 35a

Mitarbeiter:

L. Bäte, R. Bod, Gg. Britting, W. Eidlich, H. Franc, E. Glaeser, A. Graf, B. Habicht, J. Haupt, L. Held, O. Heuschele, R. Hencell, F. Huebner, E. Koeppen, R. Leonhard, R. Lieblich, Th. Lohrer, D. Luschnat, R. Müller-Müno, H. Pflug, G. Pohl, W. E. Peuckert, A. Schnack, F. Schnack, W. Schmidtbonn, W. v. Scholz, H. Schwarzkopf, H. Sendelbach, H. Steguweit, G. Stolze u. a.

Allgemeine Rundschau: Da liegen die ersten zwei Hefte, die schon rein äußerlich durch ihre geschmackvolle und sorgfältige Ausstattung auffallen. Diese neue Monatsschrift, in der alle zu Wort kommen sollen, in deren Schrifttum unsere wirre Zeit Klarheit und Klang geworden, lässt den Leser schon nach den beiden ersten Heften aufhorchen.

Süddeutsche Monatshefte: Nun endlich hat sich im „Gegenspiel“ das Verworrne zur Klarheit durchgerungen, das Zage zur Selbstgewissheit und das Vereinzelte zu Verwurzelung in breiter Grundlage. Die Front ist gegen das literarische Akliven- und Konjunkturwesen gerichtet, gegen den Stil der Techniken, der Phrasen und Manieren, gegen die allgemeine Veräußerlichung und Entwürdigung zu plumpen Wirkungsreizen. Wenn die kommende Dichtung wieder das zeitliche Bild zeitloser Kräfte sein soll, so scheint das „Gegenspiel“ in erster Linie berufen, ihr den Weg zu ebnen.

Vierteljahrs-
bezugspreis: Mf. 2.-

Einzelheft: Mf. - .20

Bayern-Verlag München, Maderbräustraße

EUROPÄISCHE R E V U E

HERAUSGEBER PRINZ KARL ANTON ROHAN

EUROPAS ENTSCHEIDENDE KÖPFE

IN
POLITISCHER — WIRTSCHAFTLICHER — KÜNSTLERISCHER
AUSSPRACHE

**SACHLICH — ÜBERNATIONAL — LOYAL
ÜBER ALLEN PARTEIEN**

Im 1. Heft am 15. April:

Hugo von Hofmannsthal / C. Delisle Burns / Emile Borel / Ignaz Seipel
 Francesco Nitti / Hans Driesch / Guglielmo Ferrero / André Gide
 Oscar A. H. Schmitz / Richard Wilhelm / Ernst Robert Curtius
 Rainer Maria Rilke / Stefan Zweig / Karel Čapek / Felix Braun
 Emile Vandervelde / Kasimir Edschmid / René Arcos
 Alfred von Nostiz-Wallwitz

486]

Einzelheft M. 1.50
 vierteljährlich (3 Hefte) M. 4.—, ganzjährlich M. 15.—

Prospekte und Probehefte versendet

DER NEUE-GEIST VERLAG, LEIPZIG
 BREITESTRASSE 7

MITTELLAND

Ein Zeitspiegel

Die literarische Monatsschrift der Gegenwart.

Mitarbeiter u. a.: Alphonse Paquet, Max Brod, Hanns Johst, Fritz v. Unruh, Hans Rehfeld, Alfred Drury, Hermann Platz, Hans Frank, Hermann Hesse, Wilhelm v. Scholz, Walter Hasenclever, Georg Kaiser, Raoul Auernheimer, Wolfgang Hoffmann-Harnisch.

Aus zwei Briefen an den Herausgeber:

..... Beste Danft für Ihr Schreiben und die Uebersendung der Zeitschrift, die mir, soweit ich Zeit fand, darin zu lesen, sehr gefällt. Ich werde Ihnen gerne einmal einen Beitrag senden, insonderheit, da ich einige Wochen mich jetzt in Ihrer Stadt aufhalte.
Fritz von Unruh.

..... Auch die Probehefte habe ich mittlerweile erhalten und mit Vergnügen durchgelesen. Ihre neue Zeitschrift hinterließ mir einen sehr vornehmen und vielfältig anregenden Eindruck. Ich bin auch sehr gerne bereit mitzuarbeiten. Raoul Auernheimer.

Jeder, der unsere wesenhafte Dichtergeneration unterstützen will, bestelle „Mittelland“. — Preis pro Heft 0,50 M. Abonnementspreis für das Vierteljahr 1,50 M. Jedes Heft etwa 50 Seiten Text. Bestellungen [432] durch jede Buchhandlung oder an den Verlag direkt.

Mittelland-Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M., Niddastrasse 56

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym

Fortgeführt von Heinrich v. Treitschke und Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte.

Band 200, Heft 2

Mai 1925

A u s d e m I n h a l t :

Lutz Korodi, Die Minderheitenfrage in Rumänien

Hermann Bahr, Notizen zur neueren spanischen Literatur

Wolfg. K. Ludwig Stein, Geschichte und Wesen der italienischen Presse

Karl Brandi, Renaissance und Reformation

Werner Deubel, Fritz von Unruhs weltanschauliches Bekenntnis

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von — 10 M.) kostenfrei zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag

Preis pro Heft 1,50 Goldmark

BERLIN NW. 7

Dorotheenstraße 65

GEORG STILKE

Verlagsbuchhandlung

Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8

Danziger Raiffeisenbank, e. G. m. b. H.

Draftanschrift: Raiffeisen Danzig.

Postcheckkonto: Danzig Nr. 142.
Berlin Nr. 62300.

Danziger Landwirtschaftsbank Aktiengesellschaft

Aktienkapital: 156 Millionen.

Reserven: 60 Millionen.

Draftanschrift: Databag Danzig.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 7158

Gemeinsame Filialen: Dirschau · Graudenz · Tiegenhof.

Fernruf: Nr. 3393, 3491, 3493, 5329, 5539.

Ausführung aller Bankgeschäfte.

Deutsche Bauernbank für Westpreußen, G. m. b. H.

Fernruf: Nr. 3199—3203.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 1397.

Vertretung der Roggenrentenbank A.-G., Berlin.

Landwirtschaftliche Großhandelsgesellschaft, mit beschränkter Haftung.

Börselingezahltes Stammkapital: Mt. 8 000 000.—

Reserven: Mt. 4 000 000.—

Zweigniederlassungen und Zweigstellen:

im Gebiet der Freien Stadt

Danzig

in Deutschland

in Polen

Gr. Zündler, Kalthof, Neuteich,
Simonsdorf, Sobbowitz und
Tiegenhof.

Deutsch - Eylau, Freystadt,
Bischofswerder, Grunau,
Marlenburg, Rosenberg, Sühn,
Nitoletzen, Grenzmärkische Han-
delsgenossenschaft Schlochau.

Briesen, Kulmsee, Dirschau,
Graudenz, Karthaus, Lessen,
Löbau, Neumark, Pelpin, Puslig,
Schweh, Soldau, Strasburg,
Tuchel;

[477]

demnächst auch in:
Konitz, Schönebeck, Pr. Stargard
und Zempelburg.

Abgekürzte Anschrift für gewöhnliche Briefe und Postarten: Ldw. Großhandelsgesellschaft, Danzig.

Fernsprecher: Geschäftsräume 3198—3203, 3490,
3492, 3494 und 6143.

Stirokontor bei der Reichsbank-
hauptstelle Danzig.

Draftanschrift:
Großraiffeisen Danzig.

Spielder: Danzig 3204, 416;
Danzig - Holm 3090, 3205.

Postcheckkonto bei dem Postscheckamt Danzig Nr. 1358.

Reparaturwerkstätte:
Danzig - Schnellmühl 3350.

Import und Export:

Getreide, Ölsaaten, Hülsenfrüchte, Sämereien, Kartoffeln, Heu, Stroh, Wolle, Mehl, Reis, Lebensmittel aller Art, Kolonialwaren, Futtermittel, Düngemittel, Maschinen und Geräte, Brenn- und Baustoffe, Fette und Öle.

Spedition · Größte Getreide-Lagerhäuser am Platze · Getreide-Trocknungsanlage · Moderne maschinelle Klee-Reinigungsanlage.

Mit der Landwirtschaftlichen Großhandelsgesellschaft durch gleiche Geschäftsleitung verbunden:

Weichselland Aktiengesellschaft für Landwirtschaft.

Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8

Zoppoter Kofferfabrik

Inhaber: PAUL NEUMANN

Zoppot, Seestrasse 32

435]

empfiehlt seine

Fabrikate zu sehr günstigen Preisen

Reparaturen sofort und prompt.

Feine Haus- und
Küchengeräte
Goslinger Stahl-
waren
Nickelwaren

Moderne Jagd-
waffen
Munition
Büchsenmacherei
m. elektr. Betrieb

319]

Franz Kuhner
Tel. 506, 507 Danzig Gegr. 1879
Hundegasse 98 Maßkausche-gasse 5

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstraße 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Tilsit durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Brandenburg durch Hans Büttner, Charlottenburg, Havelstraße 7, für Rheinprovinz, Westfalen, Hessen-Nassau, Baden, Elsass-Lothringen, Württemberg, Bayern, Schweiz, durch C. Schulte, G. m. b. H., Eissen, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65. Postcheckkonto: Berlin 28 489. Bankkonto: Delbrück, Schidler & Co., Berlin NW.

$\frac{1}{4}$ Seite RMt. 50,—, OG. 65.—

$\frac{1}{2}$ Seite RMt. 30,—, OG. 38.—

$\frac{1}{4}$ Seite RMt. 18,50, OG. 24.—

$\frac{1}{8}$ Seite RMt. 10,—, OG. 12,70

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{4}$ Seite RMt. 60,—, OG. 75.—

$\frac{1}{2}$ Seite RMt. 36,—, OG. 45.—

$\frac{1}{4}$ Seite RMt. 25,—, OG. 29.—

$\frac{1}{8}$ Seite RMt. 12,50, OG. 16.—

Bei 3 × Aufnahme 10% bei 6 × 20% bei 12 × 30% Rabatt.

251)



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 n. 2191 DANZIG HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH- UND STEINDRUCKEREI**

AKTIEN - WERTPAPIERE - NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLÄGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

Parksäle

**Langfuhr, Hauptstr. 142
am Uphagenpark**

341)

Telefon

• Vornehmes Familienlokal •

Festsäle

Vereinszimmer
für alle Veranstaltungen

Eigene Konditorei

„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“
„Nach der Arbeit“ * „Sport und
Gesundheit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 50 Pfennig

[329]
Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pommern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

**Danzigs
größtes Tuch-Haus**

Schmiedegasse 13/14, 1 (Ecke Holzmarkt) und
Elisabethwall 8 (gegenüber d. Generalkommando)

330]

Die bekannteste und leistungs-
fähige Bezugsquelle in
deutschen und englischen

Herren- u. Damenstoffen

Tuch-Export-Haus Arthur Lange